

DER BOTE

Juli
2024
NR. 26

150/50 Jahre katholische Kirche in Herne-Mitte

Glückwünsche für den
»Revierbeobachter«

Zu Gast im Club der starken
Männer

Schutzgebühr: 4,50 €

:: Zeitschrift des Historischen Vereins
:: Herne / Wanne-Eickel e. V.



Die 26. Ausgabe

Editorial

Liebe Leserinnen und Leser

Endlich. Wir haben es wieder geschafft - ein neuer Bote ist erschienen. Auch diesmal hat sich das Redaktionsteam bemüht, Informatives, Spannendes und Hintergründiges auf 36 Seiten zu »pressen«.

Eröffnet wird diesmal der Reigen der interessanten Herne Geschichte mit einem sehr ausführlichen Bericht über die Kirchen in der Stadtmitte, denn es gilt ja ein »Doppeljubiläum« zu feiern. Doch unser Streifzug, mit dem wir uns in Herne auf Spurensuche begeben, macht kurz Station im Club der starken Männer, um dann zu erfahren, wie aus einem Bergmann ein Milchmann wurde. Natürlich fehlen auch diesmal die Berkeler Geschichten nicht. Mit einer Besonderheit in der langen Herne Musikgeschichte setzen wir dann unsere heimatliche Spurensuche fort, um noch einen weiteren Augenblick in Sodingen zu verweilen, weil sich unser jüngstes Redaktionsmitglied Emma, für ein Gebäude an der Mont-Cenis-Straße besonders interessierte. Aber auch unsere Reihe »Tradition und Brauchtum« wird fortgesetzt. Und Berichte und Neuigkeiten aus dem Verein – mit einem anstehenden Geburtstag – runden die 26. Ausgabe ab.

Der 27. Bote ist aber bereits in Arbeit - er wird vermutlich im November/Dezember diesen Jahres in gewohntem Umfang und natürlich wieder mit sehr viel »Herne / Wanne-Eickel« erscheinen.

Also, viel Spaß beim Lesen, Erinnern und Staunen.

Mit einem herzlichen Glückauf,

Friedhelm Wessel

Hier können Sie unsere Arbeit unterstützen:



betterplace.org/p111775

Sie können Ihre Spende von der Steuer absetzen. Ein Service von



Daniel
Brückner



Reinhard
Hampel



Andreas
Janik



Helga
Kawashima



Gerdi
Kernbach-
Tinnemann



Wolfram
Ninka



Franz
Neubauer



Dr. Peter
Piasecki



Anna-Maria
Rawe



Thorsten
Schmidt



Emma
Schubert



Marcus
Schubert



Friedhelm
Wessel

Inhalt

150/50 Jahre katholische Kirche in Herne-Mitte	4
Zu Gast im Club der starken Männer	9
Abenteuer West-Berlin - raus aus dem heimatlichen »Kohlenpott«	10
Wie ein Bergmann anne Bude zum »Milchmann« wurde	13
Rosentied / Rosenzeit	14
Berkeler Geschichten	17
Bürgermeisterei Herne von 1823	18
Hotel – Tagungsstätte – Hauptquartier und Drehort	20
Wir waren katholisch ...	21
Ein Mosaikstein der Herner Musikgeschichte	24
Traditionen und Brauchtum in Herne - Kindtaufen	25
Die öffentliche Telefonzelle in Herne: Eine Geschichte und ihr Verbleib	26
Eine unerwartete Entdeckung in Sodingen	28
Neues aus dem Verein	29
AncestryDNA®-Test: Ein Erfahrungsbericht	32
Glückwünsche für den »Revierbeobachter« Friedhelm Wessel zum 80. Geburtstag	34
Statue des Heiligen Bonifatius	36

Redaktion: Friedhelm Wessel (Redaktionsleiter), Thorsten Schmidt (Satz und Layout)

Autoren: Daniel Brückner, Reinhard Hampel, Andreas Janik, Helga Kawashima, Gerdi Kernbach-Tinnemann, Franz Neubauer, Wolfram Ninka, Dr. Peter Piasecki, Thorsten Schmidt, Emma Schubert, Marcus Schubert, Friedhelm Wessel

Lektorat: Anna-Maria Rawe

Titelbild: Bonifatius Kirche 1930er Jahre (Kirchenarchiv)

Fotos: Seite 4 - 8: Andreas Janik - Seite 9: Sammlung Friedhelm Wessel - Seite 10 -12: Sammlung Wolfram Ninka - Seite 13: Friedhelm Wessel - Seite 14: Image by Ri Butov from Pixabay - Seite 18 - 19: Stadt Herne - Seite 20: Marcus Schubert - Seite 21: Thorsten Schmidt - Seite 22: Google Earth 25.04.2006 Image © 2024 AeroWest, BST Becker Sanierungstechnik GmbH - Seite 25: Archiv Hist. Verein, Doris Saisch - Seite 26 - 27: Andreas Janik, Thorsten Schmidt - Seite 28: Sammlung Marcus Schubert - Seite 29 - 30: Thorsten Schmidt - Seite 31: Archiv Hist. Verein - Seite 32 - 33: Archiv Daniel Brückner - Seite 34 - 36: Friedhelm Wessel

(Etliche Fotos sind oftmals nicht mit dem Namen des Fotografen gekennzeichnet, sodass eine Recherche der Bildrechte in vielen Fällen nicht möglich war. Grundsätzlich haben wir uns darum bemüht, alle Urheberrechte an den veröffentlichten Fotos und Dokumenten zu klären. Sollte dies in Einzelfällen nicht gelungen sein, bitten wir, sich mit uns in Verbindung zu setzen.)

Wir weisen darauf hin, dass das Urheberrecht an den Artikeln bei den jeweiligen AutorInnen liegt. Verwendung und Abdruck in anderen Medien, auch auszugsweise, ist nur mit deren ausdrücklicher Zustimmung gestattet. Bei Fragen wenden Sie sich bitte an die Redaktion.

ISSN: 2943-2804 (Print), 2943-2812 (Online)

Druck: **medienzentrum ruhr** 
offsetdruck : verlag : agentur : digitalprint

Industriestraße 17, 44628 Herne

Herausgeber:
Historischer Verein Herne / Wanne-Eickel e. V.
Schillerstraße 18
44623 Herne

E-Mail: redaktion@hv-her-wan.de
Fon: (0 23 23) 1 89 81 87
Fax: (0 23 23) 1 89 31 45



Eingang der »neuen« Bonifatius Kirche

150/50 Jahre katholische Kirche in Herne-Mitte

Am Himmelfahrtstag 1874, einem 14. Mai, zog eine große Festgemeinde der katholischen Missionsgemeinde Herne, von ihrem 14 Jahre alten Notkirchlein »St. Joseph« im Hinterhof des Hauses Von-der-Heydt-Straße 4 aus, um über die Landchaussee von Bochum nach Recklinghausen, der heutigen Bahnhofstraße, in Richtung Süden, zu ihrem neuen Gotteshaus zu schreiten.

St. Bonifatius

Noch bimmelte die kleine Glocke der Notkirche einsam ihren Klang. Die neue Kirche blieb noch rund 14 Jahre lang turmlos. Einige Zeit später sollte sich das alte Glöcklein im Vierungstürmchen Platz finden und später der Krankenhauskapelle des Marienhospital an der Schulstraße zu dienen. Beim Abbruch des Gebäudes an der Schulstraße wurde die kleine Glocke von Metalldieben entwendet.

Der damalige Missionspfarrer Otto Schwarz, ein 1859 geweihter 26-jähriger Neupriester, übernahm im April 1862 die junge Missionsgemeinde und formte aus ihr die Keimzelle der späteren Bonifatius-Gemeinde. Eine Missionsgemeinde wurden damals in den überwiegend

nichtkatholischen Gegenden gegründet, um den neu hinzugezogenen katholischen Arbeitern seelsorgerisch und vor allem die Kinder schulisch zu betreuen. Sein Augenmerk lag auf der Schulbildung der Kinder und dem Ausbau der Kirchlichen Infrastruktur, in Form von Schul-, Friedhofs-, Pfarrhaus- und besonders dem Kirchenbau. Die Mission wuchs stetig.

Im April 1866 erwarb die Missionsgemeinde Herne vom Landwirt Heinrich Rensinghoff gen. Schlenkhoff (1837-1868), dessen Bauernhof ungefähr am Platz des heutigen Spielplatzes Goethestraße/Glockenstraße lag, in der Mitte der Bahnhofstraße das Grundstück Flur II, 70 und 72, für 2.352 Taler. Es sollte der jungen Missionsgemeinde später als Bauplatz ihrer Gemeindekirche und Pfarrhauses dienen.

Die arme Gemeinde (1866 rund 2.000 Gemeindemitglieder aus dem Arbeiterstand) musste Prioritäten setzen und errichtete zuerst das Pfarrhaus, am Scheitelpunkt des Grundstücks, das von der Bahnhofstraße ostwärts verlief, um dann südlich in Richtung Glockenstraße zum katholischen Friedhof abzuknicken. Dieses Grundstück wurde bereits 1865 erworben und der Friedhof eingerichtet. Heute befindet sich dort das Familienzentrum, Kindergarten

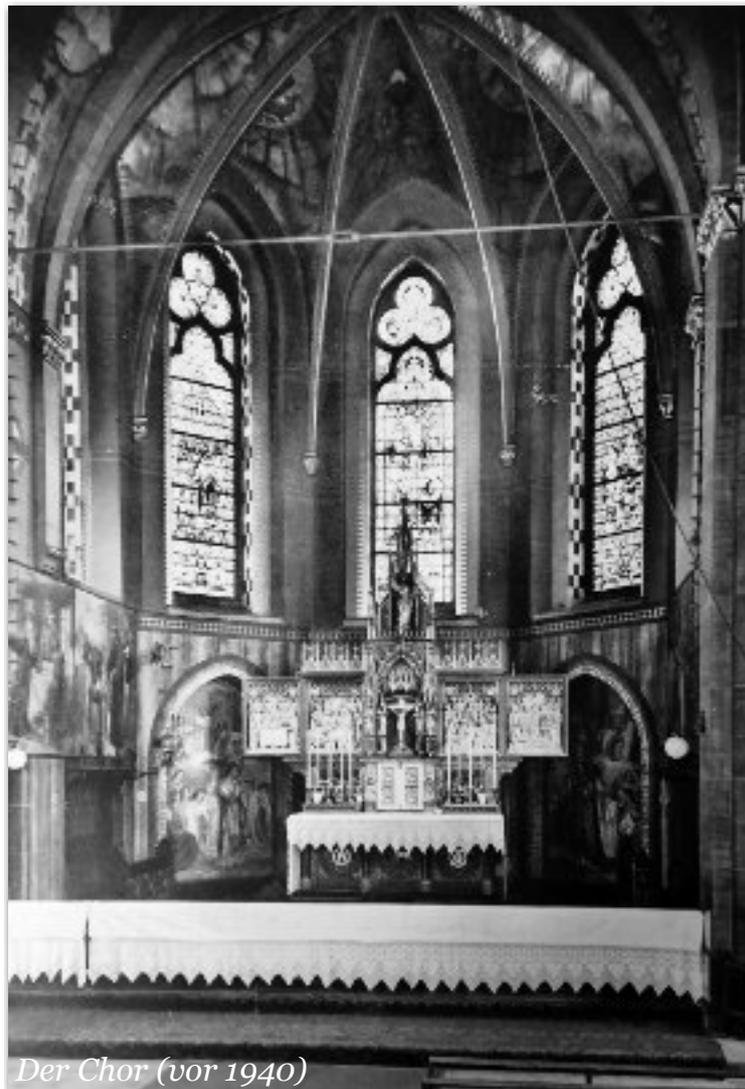
Arche-Noah. Die Glockenstraße war damals nur ein kurzer Fußweg. Dieser wurde erst 1889 als Marienstraße befestigt.

Ein Baufond wurde eingerichtet. Die Missionsmitglieder zahlten zwar wenig, aber stetig darin ein. Das reichte bei Weitem nicht, um einen würdigen Kirchenbau zu erstellen. Daher wurden Kollekten-Reisen in die Herkunftsgebiete der Gemeindemitglieder, ins Westfälische und Sauerländische, ja bis nach Lippe hinein, getätigt. Schwarz zog dabei nicht allein herum. Ein Gemeindemitglied, Peter Wienert (1833-1871), begleitete ihn. Beide brachten ein sehr gutes Ergebnis ihrer Bemühungen mit; zollten es aber mit ihrer Gesundheit. Wienert starb mit gerade mal 39 Jahren an Tuberkulose, beziehungsweise Schwindsucht, wie man früher schrieb.

Im April 1871 wurden die Pläne einer neuen Kirche zur Genehmigung bei der Bezirksregierung in Arnsberg und beim Diözesan Baurat in Paderborn eingereicht und bestätigt. Für Paderborn genehmigte der bekannte Kirchenarchitekt Arnold Güldenpfennig (1830 - 1908) den Entwurf. In allen bisherigen Berichten wurde erwähnt, dass es sich um eine Kölner Baufirma gehandelt hätte, die die Baupläne lieferte. Ausführende Baufirma wurde der Maurermeister Friedrich Anton Hamerle (1828 - 1888), aus Beckum. Dieser zeichnete sich als ausführender Bauunternehmer beim Bau zahlreicher Kirchen aus; so beispielsweise St. Cornelius und Cyprianus Lippborg (1857 - 1859) und St. Mariae Geburt in Bad Laer (1872 / 1874). Dieser arbeitete unter anderem in Lippborg mit dem bedeutendsten Vertreter der Neugotik im Rheinland zusammen, Vincenz Statz aus Köln (1819 - 1898). Es wäre nicht verwunderlich, wenn

dieser nicht St. Bonifatius plante. Sind doch zahlreiche seiner Bauten mit den Plänen für St. Bonifatius vergleichbar (vergleiche Liebfrauen in Krefeld). Seine bevorzugte Bauart war der Ziegelbau, der auch bei St. Bonifatius angewandt wurde.

Am 25. Juli 1871 zog Pfarrer Schwarz, ebenfalls gesundheitlich stark angeschlagen, ins neue Pfarrhaus. Von hier aus verfolgte er seinen Plan zur Errichtung der Kirche. Die Genehmigungen lagen vor und im Herbst 1872 konnte mit dem Kirchenbau begonnen werden.



Der Chor (vor 1940)

Errichtet wurde eine neugotische Hallenkirche über drei Joche, das vierte Joch als angeedeutetes Querschiff sowie einem Chorabschluss im Osten. Aufgrund des doch sehr schmalen Bauplatzes wurde das Hauptschiff dreimal so breit, wie die schmalen Seitenschiffe, errichtet. Die Sakristei befand sich südlich am Chor, während die Westfront zur Bahnstraße einen einfachen, aber doch würdigen Abschluss erhielt.

Der noch heute in der neuen Kirche genutzte Grundstein wurde am 22. Mai

1873, durch den damaligen Dechanten Theodor Menke (1812 -1874) aus Wattenscheid, gesetzt. Pfarrer Schwarz saß, wie einige Berichte dokumentieren, in einem Lehnstuhl und vom Verlauf seiner Krankheit gezeichnet. Am 23. September 1873 verstarb er im Pfarrhaus, tief betrauert, ebenfalls an der Tuberkulose. Noch am 7. September leitete er eine letzte Beisetzung (das Kind Wilhelm Schering), um am selben Tage von seinem Nachfolger Gerhard Strickmann (genannt Birwe), abgelöst zu werden. Er wurde 37 Jahre alt. Eine einfache Ruhestätte bekam er auf seinem Friedhof. Den Grabstein zierte der Spruch »Die, welche andere in der Gerechtigkeit

unterwiesen, werden leuchten wie die Sterne immer und ewig.« Daniel 12,3

Mit dem neuen Hilfsgeistlichen hatte die Gemeinde einen umsichtigen Hirten bekommen, der das Begonnene vollenden sollte. Auch er ging auf Kollekten-Reise, sammelte eifrig Taler ein und konnte am Himmelfahrtstage 1874, dem 14. Mai, das Gotteshaus vollendet sehen.

Die neue Kirche hatte dabei noch keinen Turm und keine Orgelempore. Aus der alten Notkirche wurden der Taufstein, ein Geschenk des Hauptmanns und Steuereinnehmer Ludwig Brockhoff aus Essen (1793 - 1873), zur Taufe seines Enkels Ludwig, am 14. Juli 1865 (späterer Ziegeleidirektor, gestorben 1961 in Brohl) ebenso übernommen, wie das Örgelchen, welches für 75 Mark dem Gesellenverein in Soest abgekauft worden war. Das steinerne Taufbecken, die Taufschale und Kanne sind noch vorhanden.

Eine lange Zeit konnte die Kirche ihrem Pfarrer nicht dienen. Schon im November 1874 wurde Strickmann, infolge der sogenannten Maigesetze des preußischen Kulturkampfes, zu 14 Tage Festungshaft verurteilt, die später in einen Tag umgewandelt wurden und die Strickmann in Wesel »absaß«.

Am 25. Februar 1875 wurde nun die Tätigkeit des Geistlichen grundsätzlich verboten und der gesamte Besitz konfisziert. Einige Monate später wurde Strickmann ausgewiesen. Allerdings nur aus dem Regierungsbezirk. So übersiedelte er kurzerhand nach Recklinghausen-Bruch.

Not macht erfinderisch. Die Gemeinde führte den Laiengottesdienst ein. Ein Mann las die

Messgebete auf Deutsch vor, ein anderer das Evangelium und die aus Bruch herübergebrachte Predigt. Es wird Gesungen und - an der Stelle, an der die Wandlung erfolgt wäre - feierlich geschellt und dazu niedergekniet. Ein Belgischer Besucher hat diesen Gottesdienst aufgezeichnet. Er fand das sehr bewundernswürdig.



Gebäuderiss Bonifatiuskirche. (ca. 1872)

Am 29. Juni 1876 kehrte Strickmann zurück, feierte aber auf Anordnung das Heilige Messopfer in der Sakristei. Lehrer Joseph Knust (1862 - 1941) schrieb darüber: »Ein guter Horcher auf dem Chor besorgte durch Zeichen die Vermittlung der heiligen Handlungen an die anständige Gemeinde.«

Nach fünf langen Jahren, am 22. Juli 1880, konnte Strickmann die Heilige Messe und sein Amt vollumfänglich wieder übernehmen.

Die Kirche selbst zeigte in den ersten Jahren, dass sie für diese Gegend nicht ausreichend auf Bergschäden und Bewegungen ausgerichtet worden war. Die Fundamente waren nicht tief genug und die Säulen nicht stark genug geplant und ausgeführt worden.

Eiserne Zuganker wurden von Säule zur Säule gespannt, die das Erscheinungsbild der Kirche bis zu ihrem Ende ausmachten. Diese Bergschäden sollten Jahrzehnte später zu ihrem Abriss führen.

Die finanziellen Möglichkeiten der Gemeinde wurden allerdings in diesen Jahren deutlich besser. Mehr Gläubige gehörten zur Gemeinde (10.000) und einige Vereine spendeten für den Kirchbau. Der eigene Männergesangsverein gab zum Beispiel ein Wohltätigkeitskonzert und konnten so 500 Mark für eine neue Orgel bereitstellen. Diese Orgel wurde vom Orgelbauer Wilhelm Küper aus Bochum-Linden gefertigt (I./II

Manual & Pedal) welche später als Orgel in der neuen Tochterkirche Herz-Jesu diente. Ein Hochaltar war schon zuvor als Spende der Gebrüder Mersmann aus Riemke vorhanden. 1908 - 1909 aber durch den, von der Werkstatt Diedrichs & Knoche aus Wiedenbrück hergestellten, ersetzt, dessen Altaraufsatz heute noch in der Kirche als Wandinstallation ausgestellt ist.

Der Kreuzweg, wie die erste farbliche Ausschmückung der Kirche selbst, stammt vom Maler Johann Bartscher (1846 - 1921) aus Oelde. Der Kunstschreiner Stephan Mettenbörger (1834 - 1889), ebenfalls aus Oelde, schuf die Kanzel, die Beichtstühle und die Kommunionbänke.

Am 8. Oktober 1886 wurde die Kirche endlich geweiht. In Vertretung des altersschwachen Paderborner Oberhirten, Franz Caspar Drobe (1808 - 1891), kam der damalige Fuldarer Bischof, Dr. Georg Kopp. Ein Tag später erhielten 1.200 Gläubige das Sakrament der Firmung, das seit 14 Jahren nicht gespendet werden konnte.

1888 bis 1889 wurde die Kirche endgültig vollendet. Nach Plänen des Architekten Gerhard August Fischer – bekannt als Erneuerer des Schloss Burg bei Wermelskirchen, errichtete Heinrich Dickhoff das Westwerk nebst Turm. Die Fassade erhielt eine interessante asymmetrische Front. Der starke Turm zur linken, das Westwerk mit Hauptportal und ein schmalerer rechter Seitenarm. Dabei waren die Fenster mit 2|3|1 recht ungewöhnlich angeordnet. Auch aufgrund der Blickachse von der Behrensstraße

aus, die anfänglich (1881) Kirche-Sacher-Straße hieß, ist der Turm das beherrschende Objekt.

Zu Weihnachten 1889 erklang erstmals Glockengeläut vom Turm. 1917 mussten Zwei dieser Bronzeglocken zu Kriegszwecken abgegeben werden, um 1924 durch ein neues Stahlgeläut ersetzt zu werden. Im Jahre 1954 wurden auch diese Glocken durch das heutige sechs Glocken zählende Stahlgeläut

(Christ-König, Bonifatius, Marien, Josef, Dionysius und Barbara) ersetzt. Die alten Glocken schwingen in der Bonifatius-Kirche zu Altenbögge-Bönen weiterhin zum Gebet.

Zahlreiche Renovierungen, Verbesserungen, aber auch Verschlimmerungen erlebte der Kirchenbau von St. Bonifatius. Tochterkirchen mussten errichtet werden um alle Gläubigen zu fassen.

Wie schon beschrieben, hatte die Kirche ihre baulichen Mängel. Die Renovierung hätte Unsummen verschlungen und die moderne Auffassung von Liturgie nach dem II. Vatikanischen Konzil, wäre ebenfalls nur unzureichend umgesetzt worden. Daher entschloss sich der Kirchenvorstand nach langen und zähen Diskussionen, das alte Gebäude auf-

zugeben und einen neuen Kirchenbau zu entwickeln.

Im Januar 1972 wurde der Plan und ein Modell des Neubaus vorgestellt. Die Architekten Theodor Schwill (1925 - 2010) und Wolfgang Bergstermann aus Dortmund stellten mit dem stellvertretenden Vorsitzenden des Kirchenvorstandes, Dr. Willi Trost (1925 - 2012), eine ganz besondere moderne Forumskirche vor. Durch großen Widerstand der Bevölkerung, des Stadtbaurates Friedrich Gauert und des Stadtplaners Manfred Leyh, wurde das neue Gebäude ohne Glockenturm geplant, da der alte Turm erhalten



Innenansicht Bonifatiuskirche. (ca. 1930)

werden sollte. Der zweite abgeänderte Plan der Architekten wurde angenommen und Anfang 1973 mit dem Bau der neuen Kirche begonnen.

Seinen 100. Geburtstag erlebte das Gebäude aber noch. Am Pfingstsonntag 1974 feierte Altzbischof Lorenz Kardinal Jaeger (1892 -1975), der mehrere Jahre hier als Religionslehrer am Pestalozzi-Gymnasium tätig war, das Jubiläum mit einem Festgottesdienst.

Nach der erfolgten feierlichen Einweihung von Neu-St. Bonifatius, am 8. Dezember 1974, wurde die alte Kirche 1975 vom Chor aus abgerissen. Der Turm blieb erhalten und die Glocken läuten nach wie vor zum Gebet und Gottesdienst. Dr. Trost hatte Unrecht, als er bei der Diskussion für und gegen dem Kirchturm folgenden Ausspruch tätigte: »Glockengeläut ist heute nicht mehr gefragt. Wir werden auch ohne auskommen.«



Die neue Bonifatiuskirche wurde in ihrem 50-jährigen Bestehen mehrfach kritisiert, in Frage gestellt und umgestaltet. Das Konzept der Forumkirche dabei verwischt und das Gebäude »aufgehübscht«. Allein das gewaltige Mosaik, geschaffen von Schwester Ehrentrud Trost (1923 - 2004) aus Varenzell, erweiterte den Gesamteindruck des Innenraumes zu etwas Besonderem. Unter dem Motiv: »Gottes Geschichte mit den Menschen«, werden Szenen aus dem Alten und Neuen Testament sowie aus dem Leben des Heiligen Bonifatius dargestellt.

Heute ist die Bonifatiuskirche, als Pfarrkirche der St. Dionysius Pfarrgemeinde weiterhin ein wichtiger Bestandteil des religiösen und kulturellen Lebens in Herne. Sie bietet Raum für Gottesdienste, Veranstaltungen und gemeindliche Aktivitäten und bleibt ein Ort der spirituellen Begegnung und des Gebets für die Gläubigen.

2024 jähren sich also gleich zwei Kirchweihjubiläen:

Alt St. Bonifatius 150 Jahre
Neu St. Bonifatius 50 Jahre.

hoC teMpLo eXstrVCto CVnCtI gaVDent

Hoc templo extracto cuncti gaudent

»Alle freuten sich über den Bau dieses Tempels«

CMLXVCCVCIVD = MDCCCC LXVIIIV =
1974

Ad multos Annos MMXXIV



Andreas Janik



Zu Gast im Club der starken Männer

Im Laufe der über 100-jährigen Vereinsgeschichte hat der KSV Herne so einiges erlebt: Trainingsabende, Wettkämpfe, Versammlungen, Gastauftritte und sogar Starhilfe wurde manchmal geleistet. Die Türen der Trainings- und Übungsräume standen jedem, der Interesse am Kraftsport – später kamen Judo und weitere asiatische Kampfkünste hinzu – hatte, natürlich offen. Gewichtheber aus Frankreich, Kampfkünstler aus Japan und sogar ein Kraftsportler aus Griechenland tauchten im »Fuchsbau« auf – wie die KSVer liebevoll ihr ehemaliges Domizil (hinter der einstigen Gaststätte Storck) am Steinweg nannten. So war Dimitrios Tastadinis, ein damals 31-jähriger Grieche, eine zeitlang Mitglied des Herner Vereins. 1966 überschlugen sich die heimischen Zeitungen mit Berichten über »Dimitri«. »Harte Muskeln – weiches Eisen« oder »Für Muskelmann Dimitri ist Eisen weich wie Wachs« titelten damals WAZ und Westfälische Rundschau.

1961 – damals in Griechenland bereits bekannter Kraftsportler – kam Dimitri als Bergmann nach Deutschland. Er legte auf der Castroper Zeche Graf Schwerin an. Auf dem Schweriner Berg wurde er auch bald heimisch und gründete dort eine Familie. Doch der Kraftsport blieb und war sein großes Hobby. Von seinem außergewöhnlichen Talent könnte er im September 1966 auch Oskar und Willi Lutz mittels eines kleinen Showprogramms überzeugen.

Dimitri, knapp 1,70 Meter groß und 78 Kilogramm schwer, schlug so acht Zoll lange Nägel mit der bloßen Hand in einen Holzbalken und zog sie anschließend mit seinen Zähnen heraus. Eine andere Nagelreihe, ebenfalls bestehend aus 20 Zentimeter langen Stahlstiften, verbog er mittels seines Gebisses. Diesen Trick musste Dimitri wohl lange üben, denn drei Zähne hatte man ihm bereits durch goldene Implantate ersetzt. Doch das hielt den griechischen Bergmann nicht davon ab, weiter seine Muskeln spielen zu lassen. So verbog er Rundeisen, legte sich aus einem Flacheisen eine Halskrause an und ließ sich in eine zehn Meter lange Kette legen.

Willi Lutz, der ehemalige deutsche Judomeister, versiegelte damals mit einem dicken Schloss gekonnt die Enden der massiven Stahlkette. Es Nutzte nichts. Innerhalb weniger Minuten hatte sich Dimitrios, der starke Grieche, der 2016 in seiner Wahlheimat Castrop-Rauxel starb – aus seinem stählernen Kettengefängnis befreit. Ob sein Wunsch, einmal mit seinen Bärenkräften im Fernsehen aufzutreten, erfüllt wurde, ist dagegen nicht überliefert. Von dem damals sehr bekannten Showmaster Peter Frankenfeld bekam das kurzfristige KSV-Mitglied jedenfalls einst leider eine charmante Absage. Aber vielleicht war ja auch die Zeit noch nicht reif, für derartige »Muskelspielereien«.

Friedhelm Wessel



Das Karstadt-Haus am Hermannplatz in Berlin

Abenteuer West-Berlin - raus aus dem heimatlichen »Kohlenpott«

Als Berlin rief, ergriff ein junger Mann aus Herne die Chance auf einen Neuanfang in West-Berlin. Sein Arbeitsplatzwechsel als Schaufensterdekorateur bei Karstadt am Hermannplatz verlief unkompliziert - doch der Umzug in die Millionenstadt hielt einige Herausforderungen bereit. Zwischen Geburtstagsfeiern und Grenzkontrollen erlebte er zwei Jahre lang das bewegte Berlin der frühen 1960er Jahre, bevor ihn die Sehnsucht nach der Heimat zurück nach Herne rief. Lesen Sie den faszinierenden Zeitzeugenbericht aus einer Epoche, die Deutschland für immer veränderte.

Bau der Berliner Mauer 1961. West-Berlin suchte dringend in allen Branchen Fachkräfte. So nutze ich den Jobausgang bei meinem Arbeitgeber Karstadt Recklinghausen und bewarb mich um die Stelle als Schaufensterdekorateur im Karstadt-Warenhaus am Hermannplatz, Stadtbezirk Kreuzberg.

Der Arbeitsplatzwechsel war sehr unkompliziert, da das übliche Bewerbungs- und Vorstellungsgespräch entfiel. Mein Dienstbeginn in Berlin war der 2. Januar 1962. Eine Unterkunft hatte mir die Personalabteilung auch schon besorgt und so bezog ich gleich ein möbliertes Zimmer bei einer netten älteren Dame in der Kreuzberger Urbanstraße, unweit vom neuen Arbeitsplatz. Unkompliziert war auch die Auf-

nahme in den Kreis der Kolleginnen und Kollegen. So feierte ich meinen 20. Geburtstag, in Absprache mit meiner Wirtin, auf der »Bude«, mit sehr preiswerten alkoholischen Getränken. Zum Vergleich: In den zahlreich vorhandenen Bierkneipen kostet ein 0,25 l »Bierchen« mit einem Schnaps, genannt »Molle und Korn«, 25 bis 30 Pfennige.

Zurück zum Geburtstag.

Die 0,3er Bierflaschen waren bald leer getrunken und weiter ging es dann mit dem Schnaps, der aus Mangel an Schnapsgläsern auf Daumenbreite aus der Flasche getrunken wurde. Mit den entsprechenden Folgen, die ich hier nur vage beschreiben möchte. Alkoholische Getränke waren dann für mich die nächsten sechs Wochen ein Tabu.

Der Kontakt nach Herne zu meinen Eltern und Geschwistern war zwar da, aber im Nachhinein muss ich gestehen, doch recht spärlich. Das lag an der neuen Umgebung und an den vielen neuen Eindrücken in der Millionenstadt, aber auch an meiner »Schreibfaulheit«. Natürlich interessierte ich mich sehr für die Vergangenheit und Gegenwart der ehemaligen Reichshauptstadt. Angefangen vom Sitz des Westberliner Senats, das Rathaus Schöneberg, wo der US-Präsident John F. Kennedy seinen berühmten Satz sagte: »Ich bin ein Berliner«.



Checkpoint Charly 1962

Da war auch noch die geschichtsträchtige Ruine des Deutschen Reichstags, direkt an der Zonengrenze. Gern besuchte ich den Zoologischen Garten und den Kurfürstendamm. Dann ging es hoch hinaus. Der alte Funkturm und die Siegesssäule wurden erklommen und in der Sommerzeit wanderte ich es des Öfteren zum Wannsee oder auch entlang an den Kanälen, immer wieder die Mauer im Blick.

Dann nahm ich ein paar Tage Urlaub, um zu den Osterfeiertagen in Herne zu sein. Am 19. April 1962 fuhr ich mit einem »Interzonenzug« der Deutschen Reichsbahn (DDR) in Richtung Westen nach Herne. In Helmstedt / Marienborn gab es den Lokwechsel und die üblichen Grenzkontrollen.

Die Freude war sehr groß in der Familie, als der »verlorene Sohn« wieder, wenn auch nur für kurze Zeit, in der Herner Ewaldstraße war. Es gab viel zu erzählen. »Hast du auch genug zu essen«, war die Frage? »Wie kommst du mit deinen Zimmerwirtin klar?« Und vieles mehr. Dann war Ostern vorbei und auf dem gleichen Weg und Prozedere ging es dann wieder zurück. In Helmstedt / Marienborn wurde wieder die Lok gewechselt und ein junger DDR-Grenzer verlangte in einem breiten Sächsisch: »Gänsefleisch mal en Kowwer effnen?« Westdeutsche Zeitungen und Zeitschriften durften nicht mitgeführt werden, das wurde auch kontrolliert. Dann aber kam der Zug wieder im Bahnhof Zoo an und die Anspannung wich mittels einer »Molle und Korn« im Stehen, in der Bahnhofs-

kneipe. Die Route mit dem Interzonenzug fuhr ich wohl fünfmal hin und zurück. Bevor ich aber den Fahrausweis, die Arbeiterrückfahrkarte, erhielt, gab es noch einige bürokratische Hürden zu überwinden. So musste ich eine Beglaubigung des Besuchs in Herne von der Stadtverwaltung ausstellen lassen und über das von der Deutschen Reichsbahn autorisierte Westberliner Reisebüro den Grenzbehörden vorweisen.

Im September 1962 lief die Gültigkeit meines Bundespersonalausweises ab. Und so entschloss ich mich, »West-Berliner« zu werden. Ich beantragte im Juli beim Bezirksamt Kreuzberg einen Ausweis. Den bekam ich auch ohne Bedenken. Der Sachbearbeiter versäumte es aber, den Bundespersonalausweis einzuziehen. So hatte ich plötzlich zwei Identitäten.

Im Zuge der Normalisierung zwischen der DDR und BRD nach dem Mauerbau ergab es sich plötzlich, dass die Regierung in Pankow Bundesbürgern erlaubte, Ostberlin zu besuchen. Die Gelegenheit nahm ich dann als Westdeutscher wahr und gelangte über die Grenze am Übergang Oberbaumbrücke, mit dem so genannten »Passierschein«, nach Ostberlin. Meine Zimmerwirtin hatte mir noch 2.50 DDR-Mark geschenkt. Damit steuerte ich eine Bierlokal an. Auch hier waren die Getränke so preiswert wie im Westen. Beim zweiten Bierchen stellten die »Ost-Zecher« fest, dass ich aus dem Westen war und sie begannen übelst zu »stänkern«. So entschloss ich mich schnell, die Kneipe zu verlassen. Die U-, beziehungsweise Stra-



Meine Unterkunft in der Urbanstraße

ßenbahn benutzte ich nicht, da ich ja gut zu Fuß war. In der Nähe des Alexanderplatzes sah ich ein hell erleuchtetes Gebäude, eine große Halle. Dort hatte die »Staatssicherheit« (STASI) eine Ausstellung mit dem Thema: »Die westdeutsche Agententätigkeit« eingerichtet. Nach etwa eineinhalb Stunden Besichtigung musste ich wieder zurück zum Grenzübergang. Bei der Kontrolle meiner »Papiere« fand ich den Personalausweis nicht, trotz zweimaligem Suchen in den Manteltaschen. Dann kam leichte Panik auf, denn hätte ich ihn tatsächlich verloren, dann wären wohl mehrere Tage Sonderurlaub im Osten angefallen. Aber zum Glück fand ich den Ausweis doch noch beim mir wieder und darüber war ich natürlich sehr erleichtert. So konnte ich meine Verweilzeit einhalten und gelangte in die »Schleuse« des Grenzübergangs zur Personenkontrolle. Hier empfing mich ein wohl gleichaltriger Grenzer. Ich fragte ihn, ob ich den Passierschein als Souvenir behalten dürfte. Recht freundlich, sagte er mir, dass er dazu nicht berechtigt wäre, mir das Dokument zu überlassen. Er fragte seinen Vorgesetzten, aber das »Souvenir« gab es dann leider nicht. Danach überschritt ich die Grenze zum Westen und war froh, dass alles gut abgelaufen war.

Den öffentlichen Personen-Nahverkehr in West-Berlin benutzte ich fast nie. Bei meinen Spaziergängen, die auch mal 20 Kilometer betragen, lernte ich die wichtigsten Straßen in- und auswendig kennen. Als ich Jahre später, es war im August 1990, mit meiner Frau nach Berlin reiste, die DM hatte gerade die DDR-Mark als Zahlungsmittel abgelöst, konnte ich mich

ohne Stadtplan nach dem Gedächtnis orientieren. Und für drei Übernachtungen im Doppelzimmer mit Frühstück logierte ich mit meiner lieben Helma in 36. Stock des »Interhotels« am Alex, für 38,00 DM pro Nacht, ein Schnäppchen. Der letzte Abend in Berlin Mitte war feucht und fröhlich. In der Lobby des Hotels angekommen, lotste ich meine Frau in einen großen Konferenzraum, der zu einem Spielkasino umfunktionsiert war.

Baccara, Roulette und Poker waren tabu, aber für ein kleines Geld konnte man die Automaten bedienen. Der 10,00 DM Einsatz lohnte sich. Denn der Automat spuckte danach insgesamt 70,00 DM heraus. Helma drängte aber schnell zur Kasse, bei der die Chips in Bargeld umgetauscht wurden.

Im Jahr 1962, zu den Weihnachtsfeiertagen, besuchte ich meine alte Wirkungsstätte in Recklinghausen. Dort traf ich bei einem Kneipenbesuch meinen ehemaligen Chefdekorateur Ernst Möhrchen wieder. Er signalisierte mir, dass ich nur bei ihm Aufstiegsmöglichkeiten hätte. Ich nahm die Offerte nicht so ernst, bis ich dann zu einem Termin beim Personalchef in Berlin antreten musste und er mir seinen Unwillen zeigte, denn hinter seinem Rücken war eine Anfrage wegen meiner Rückkehr nach Recklinghausen eingegangen. Oje, jetzt war ich in einer Zwickmühle. Ich wollte eigentlich in Berlin bleiben, aber in Recklinghausen bekam ich monatlich 50,00 DM mehr Gehalt, da konnte ich einfach zur Rückkehr nicht nein sagen. Am 30. März 1963 hatte ich meinen letzten Arbeitstag. Am Abend des Samstags war auch das Karstadt-Betriebsfest, in einer Halle am Berliner Funkturm. Der damals sehr bekannte Orchesterleiter Willy Berking, mit dem Tanzorchester des Hessischen Rundfunks, spielte zum Tanz auf und mehrere Künstlerinnen sowie Künstler der Unterhaltungsbranche unterhielten singend und tanzend die Karstadt Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter. Am 31. März, morgens um 6:00 Uhr; wir hatten die Nacht durchgefeiert, verabschiedete mich ein Kollege auf dem Bahnhof »Zoo« und ich bestieg den Interzonenzug gen Westen. Gern denke ich auch noch heute an das »Abenteuer Berlin« zurück.

Am Montag, dem 1. April 1963, betrat ich dann wieder meinen Recklinghäuser Arbeitsplatz.



Wolfram Ninka

Wie ein Bergmann an eine Bude zum »Milchmann« wurde

Trinkhallen, aber auch gerne als Kioske oder Seltersbuden bezeichnet, genießen seit je her Kultstatus im Revier. In jedem Viertel oder Kolonie gab es (oder gibt es) solche kleine Verkaufshallen, die von Anisbonbons bis Zigaretten meist alles anbieten, um den Kunden den oft weiteren Weg zum nächsten Kaufmann (früher) und heutigen Supermarkt zu ersparen. Diese Buden aber auf reine Verkaufsstellen zu reduzieren, ist falsch, denn sie sind und waren immer beliebte und begehrte Kommunikationsschwerpunkte – sie waren und sind Durstlöcher und Skatrundentreff zugleich.

Auch die Benthause Bude in der Siedlung Teutoburgia gehörte einst dazu. Vereinsmitglied Franz Szymczak, der in der schönen Zechensiedlung aufwuchs, erinnert sich sogar an drei Seltersbuden, die im Bereich der Kolonie lagen. Doch zurück zur Bude Benthause. Der Inhaber, der wohl in unmittelbarer Nähe seines Büdchens an der Ecke Schadeburgstraße/Am Knie wohnte, kannte daher alle seine kleinen und großen Kunden. Der kleine Kiosk hatte, so erzählt Franz Szymczak weiter, drei verschiedene Rollmopssorten im Angebot. »Manchmal musste ich sie, weil sie gerade frisch geliefert worden waren, für den heimischen Mittagstisch oder zur Abendbrotzeit, dort für meine Mutter erwerben.«

Im kleinen Schalterraum der Bude trafen sich, so erzählt Franz Szymczak weiter, Bergleute der nahen Zeche Erin auch zum Skatspielen. Auch sein Vater gehörte einst dazu. Werner Dirschke, Kurt Malek und Hannes Schwittay vervollständigten dieses eingeschworene Skatquartett. An einem Samstag in den 1960er-Jahren brachte Werner Dirschke eine Milchkanne mit, denn er hatte seiner Frau versprochen, die weiße Flüssigkeit, vom Milchbauern, der immer samstags zu einer festgelegten Zeit, an der Bude vorbeifuhr, die Kanne füllen zu lassen. Das Milchgeld hatte aber seine Frau vorsorglich in die Kanne gelegt.

So begann also an diesem Vormittag die Skatrunde und Werner Dirschke erwischte wohl einen schlechten Tag. Bei einem Grand mit Vieren überhörte der Erin-Kumpel das Signal des Milchbauers auf der Straße. Im letzten Moment schnappte er jedoch seine mitgebrachte Kanne, stürzte auf die Schadeburgstraße und hielt dem Milchhändler das Gefäß hin, der es ohne zu Zögern mit der weißen Flüssigkeit füllte.

»Mist«, entfuhr es ihm, als er bezahlen wollte, denn sein Milchgeld war nun von der weißen Flüssigkeit umgeben. Ein Zurückfüllen in den



Tank war wohl aus hygienischen und technischen Gründen nicht möglich. Dirschke schlich ganz bedröppelt in die Bude zurück, um sich von seinem Skatkumpels das Geld für die Milch zu leihen. Das Gelächter war groß und Werner Dirschke hatte von nun an einen Spitznamen weg: »Der Milchbauer«.

Aber auch bei den Jugendlichen aus der Siedlung Teutoburgia war die kleine Bude Benthause sehr beliebt. Franz Szymczak »Hier traf sich die halbe junge Kolonie, um zu quatschen und auch um Pläne zu schmieden«. Die Geschichte vom skatspielenden Milchbauern blieb erhalten, denn dieser beliebte Kiosk hat längst seine letzten Anisbonbons und Rollmöpse verkauft.



Friedhelm Wessel

Rosentied / Rosenzeit

Waorüm hes du mij verlaoten,
wij hadden us doch leef?
Träönen heb ik vul vergoten
up diene leste brief.
Da güns mij glük, 'n lang leven,
as of dat so eenfach is.
Harfswind drif de rosenblädder,
rosentied vöörbij nou is.

Kaomm terüg, o, kaomm doch trügge,
dag un nacht fööl ik dij noabij.
Miene träönen wil ik drögen,
wan du büs endlik weer bij mij.
Waor büs du, kas du mij fölen,
bes wij eenst us wederseet,
waor de rosen ewig blöiet:
Daor is ümmer rosentied!

(nao een Sweeds begriäfnisleed - uorspron-
glik een Irish trad. - upniej eschreven föör
mien allerleefste frouken Irene, dee precies
vandage een jaor verleden vul te jung is
estorven.)

Hjärne / Bahnhofstraote, 24. juni 2017

Reinhard Hampel

Warum hast du mich verlassen,
wir hatten uns doch lieb?
Tränen hab' ich viel vergossen
auf deinen letzten Brief.
Du wünschst mir Glück, ein langes Leben,
als ob das so einfach ist.
Herbstwind treibt die Rosenblätter,
Rosenzeit vorbei nun ist.

Komm zurück, oh, komm zurück doch,
Tag und Nacht fühl ich deine Näh'.
Meinen Tränen will ich trocknen,
wenn du wieder bist bei mir.
Wo bist du, kannst du mich spüren,
bis wir einst uns wiedersehen,
wo die Rosen ewig blühen:
Da ist immer Rosenzeit!

(nach einem schwedischen Begräbnislied
und ursprünglich irisches Traditionslied
erneut geschrieben für mein allerliebstes
Frauchen Irene, die genau heute vor einem
Jahr viel zu jung verstorben ist.)

Herne / Bahnhofstraße, 24. Juni 2017



Reinhard Hampel



Hiermit beantrage ich / beantragen wir die Aufnahme in den
Historischen Verein Herne / Wanne-Eickel e. V.

Name:	Vorname:
Straße/Hausnummer:	PLZ / Ort:
Telefon:	E-Mail

Grundlage der Mitgliedschaft ist die Satzung des Vereins in der jeweils letzten von der Mitgliederversammlung beschlossenen Fassung. Die Satzung kann auf <https://hv-her-wan.de> und in der Geschäftsstelle eingesehen werden.

Den jährlich fälligen Beitrag zahle ich:

- per SEPA-Lastschriftmandat (siehe Rückseite)
- per Überweisung
- Ich/wir möchte(n) meinen/unseren Jahresbeitrag um _____ Euro erhöhen.
- Ich / wir willige/n ein, dass mich / uns der Historische Verein Herne / Wanne-Eickel e. V. per E-Mail über alle Belange des Vereins informiert. Meine / Unsere Daten werden ausschließlich zu diesem Zweck genutzt. Eine Weitergabe an Dritte erfolgt nicht. Ich kann / wir können die Einwilligung jederzeit per E-Mail an info@hv-her-wan.de, per Brief an die Geschäftsstelle, oder durch Nutzung des in den E-Mails enthaltenen Abmeldelink widerrufen.

Ort, Datum

Unterschrift



Satzung: <https://hv-her-wan.de/kwt7>



Datenschuttsatzung: <https://hv-her-wan.de/kwa7>



Mitgliedsbeitrag: <https://hv-her-wan.de/kwr7>

Historischer Verein Herne / Wanne-Eickel e.V.- Schillerstraße 18 – 44623 Herne
Herner Sparkasse: IBAN: DE10 4325 0030 0003 3202 64 BIC: WELADED1HRN



Zahlungsempfänger

Historischer Verein Herne / Wanne-Eickel e. V.
Schillerstraße 18 – 44623 Herne
Fon: (02323) - 1 89 81 87 Fax: (02323) 1 89 31 45

Gläubiger-Identifikationsnummer:
DE38ZZZ00001792815

Mandatsreferenz: _____ (wird vom Verein ausgefüllt)

Ich ermächtige den Historischen Verein Herne / Wanne-Eickel e.V., Zahlungen von meinem Konto mittels Lastschrift einzuziehen. Zugleich weise ich mein Kreditinstitut an, die vom Historischen Verein Herne / Wanne-Eickel e. V. auf mein Konto gezogenen Lastschriften einzulösen.

Hinweis: Ich kann innerhalb von acht Wochen, beginnend mit dem Belastungsdatum, die Erstattung des belasteten Betrags verlangen. Es gelten dabei die mit meinem Kreditinstitut vereinbarten Bedingungen. Wenn das Konto nicht die erforderliche Deckung aufweist, besteht seitens des kontoführenden Geldinstituts keine Verpflichtung zur Einlösung. Bei Nichteinlösung gehen die entstehenden Gebühren zu meinen Lasten.

Vor- und Nachname KontoinhaberIn

Straße und Hausnummer

PLZ und Wohnort

Kreditinstitut (Name und IBAN)

DE _ _ | _ _ _ _ | _ _ _ _ | _ _ _ _ | _ _ _ _ | _ _

Ort, Datum

Unterschrift

Historischer Verein Herne / Wanne-Eickel e.V.- Schillerstraße 18 – 44623 Herne
Herner Sparkasse: IBAN: DE10 4325 0030 0003 3202 64 BIC: WELADED1HRN

Berkeler Geschichten

Was war früher auf dem Berkel sonst noch so los?

Wir waren zuhause zwei Mädchen. Auf unserem Bauernhof war ständig für uns etwas zu tun. Freizeit hatten wir kaum. Sollte unsere Mutter uns keine Aufgabe gegeben haben, waren wir sehr schnell verschwunden.

Wir sagten vorsichtshalber nie, wohin wir gehen wollten. Morgens, in der Schule, hatten wir uns schon mit anderen Kindern verabredet. Sei es für ein Fußballspiel, für eine Radtour zum Kanal, oder sonst wohin.

Am Kanal war immer etwas los. Vollbeladene Schiffe machten in Bladenhorst halt. Wir durften auch mal auf einem Schiff eine kleine Strecke mitfahren. Das war sehr spannend.

Einmal dürfen wir eine Fahrt nach Henrichsburg zum Schiffshebewerk mitfahren. Das war eine tolle Sache. An unseren Nachhauseweg hatten wir aber nicht gedacht. Ein Schlepper fuhr erst abends nach Bladenhorst zurück. Die Eltern hatten keine Ahnung, wo wir waren. Sie waren schon in großer Sorge.

Zuhause angekommen warteten wir auf das große Donnerwetter. Aber es kam anders. Die Eltern waren froh, dass wir wieder zuhause waren und hatten gar keine Kraft mehr, um mit uns zu schimpfen.

Das Schloss Bladenhorst und der Schlosshof können heute für verschiedene Veranstaltungen genutzt werden.

*

Nach dem Krieg 1945 waren die Menschen süchtig nach Freude und Feiern.

In dieser Zeit schossen die Vereine wie Pilze aus der Erde.

Schützenverein, Karnevalsverein, Bergmannsunterstützungsverein, Plattdeutscher Verein, Gesangverein und viele mehr. Meistens wurden diese Versammlungen lustig und die Menschen lernten, nach all der schrecklichen Zeit, wieder zu leben.

Zum Beispiel dauerte ein ein Schützenfest eine ganze Woche. Kleine Bootsfahrten wurden angeboten und Fahrradtouren waren sehr beliebt.

Auch viele Sportvereine hatten großen Zulauf. Einen Fernseher gab es erst sehr selten und die meisten Leute konnten sich auch keinen leisten. Also ging man in einen Verein, um Spaß zu haben.

Ein paar Jahre später sah es schon ganz anders aus. Der Fernseher war dann preislich erschwinglich und in fast jedem Haushalt.

Heute gibt es zum Glück den Historischen Verein Herne / Wanne-Eickel e. V., der viele interessante Angebote bietet, die durch engagierte und deren Ideen entstehen. Auch diese Vereinszeitschrift »Der Bote« ist ein Beweis dafür, wie groß das Interesse und die Tatkraft derjenigen sind, die sich im Verein dafür engagieren.

»Der Bote« wird von Allen sehr gerne gelesen.

So soll es bleiben.



Gerdi Kernbach-Tinnemann

KARTE
 DER
BURGEMEISTEREY HERNE
 KREIS BOCHUM. -
 REG. BEZIRK ARNSBERG
 aufgenommen im Jahre 1829 von Hst. Geometer
 CARL KRAUSE.
 in 1830





Im Jahr 1823, nach Auseinandersetzungen mit dem Gutsherrn der Schadeburg, erhalten folgende Höfe ihre Selbstständigkeit: Tillmanns Hof in Börnsinghausen, Hof Kluten zu Vellwig, Kotten Wever zu Börnsinghausen sowie die Kotten Wallböhrer (Feldflur im Ochsenkamp), Drögendieck, Tappen oder Schneiders (im Ochsenkamp) und Stromberg (im Ochsenkamp) in Börnig. Die 5 Kotten hatten eine Fläche von 66 Morgen und 160 Ruthen.

1829 hatte die Bürgermeisterei Herne im Kreis Bochum 3.451 Einwohner.

Im Kanton Bochum bestand die Mairie Herne aus den Gemeinden Baukau, Bickern, Bladenhorst, Crange, Eickel, Herne, Hiltrop, Holsterhausen, Horsthausen, Pöppinghausen und Röhlinghausen.

Im Kanton Dortmund bestand die Mairie Castrop aus den (späteren Herne) Gemeinden Börnig, Holthausen und Sodingen (Gysenberg).



Hotel – Tagungsstätte – Hauptquartier und Drehort

lich kreisfrei. Die Feier, so berichteten später Chronisten, soll sich bis in die Morgenstunden des 22. Juli hingezogen haben.

In der »Hochzeit« des Hotels war das Gebäude auch ein beliebter Treff von »Kohlebaronen« aus dem gesamten Ruhrgebiet. Hier wurden wichtige Absprachen getroffen – und die Wilhelmstraße war, so wurde überliefert – übersät mit parkenden Pferdedroschken.

Als sich 1914 das Bauende des neuen Rhein-Herne-Kanals abzeichnete, verzichtete man wegen der anstehenden Mobilmachung auf eine große Feier, so blieb es am 13. April nur bei einer Probefahrt der Regierungskommission auf der neuen Wasserstraße, die nach der Begutachtung des Kanals offiziell für den Verkehr freigegeben wurde. Die Kommissionsteilnehmer trafen sich aber anschließend zu einem Umtrunk im Hotel Schlenkhoff.

Nach Kriegsende und Abdankung des Kaisers, wählten 1918 die hiesigen Arbeiter und Soldatenräte das Herner Hotel zu ihrem Hauptquartier. Auch in der »Franzosenzeit« – 1923 bis 1925 – wurde der imposante Bau zum Hauptquartier. Hier saß nun für einige Jahre der französische Generalkommandant für das Ruhrgebiet.

Im Hotel, das weiterhin mit guter Küche und ausgezeichnetem Service überzeugte, gastierten in den 1950er-Jahren dann unter anderem der bekannte SPD-Vorsitzende Kurt Schumacher und Bundeskanzler Dr. Konrad Adenauer. Im Saal schwangen derweil viele Hernerinnen und Herner erstmals ihr Tanzbein, denn dort bot die berühmt-berüchtigte Amade ihre Tanzstunden an. Aber von nun ab ging es bergab. Walter Sailer, der inzwischen jahrelang die Geschicke des geschichtsträchtigen Hauses auf der Bahnhofstraße geleitet hatte, wechselte nach Berlin. Nun stand plötzlich auch eine Zwangsversteigerung an. Zwischenzeitlich entdeckte jedoch der Film das Haus, denn Bernhard Wicki, der 1959 mit »Die Brücke« internationale Filmgeschichte schrieb, drehte im Herner Hotel (und auch im Schloss Strünkede) einige Szenen für »Das Wunder des Malachias«.

Ein Jahr später kam das endgültige Aus für dieses ehrenwerte Herner Haus: Der Abriss erfolgte. Bereits ein Jahr zuvor, verschwand Hildwein. 1965 erfolgte ein Neubau – die Stadtwerke errichteten hier ein Hochhaus, in dem heute unter anderem eine national bekannte Gastro-Kette einen Filialbetrieb unterhält.

Friedhelm Wessel

Kaum ein Gebäude in Herne hat soviel an der Stadtgeschichte mitgeschrieben, wie das ehemalige Hotel Schlenkhoff, an der Ecke Bahnhof-/Viktor-Reuter-Straße (damals noch Wilhelmstraße); es existierte von 1896 bis 1960.

Mit dem ebenfalls im Stil des damaligen Historismus nebenan errichtete Haus Hildwein waren Hotel und Geschäftshaus die wohl imposantesten Gebäude im Bereich der mittleren Bahnhofstraße. Das Hotel mit unzähligen Tagungsräumen und einem gut frequentierten Gartenlokal wurde dort von Wilhelm Grothaus gebaut. Er hatte das Areal, auf dem zuvor bereits das alte Hotel Schlenkhoff gestanden hatte, von Ludwig Rensinghoff (1839 bis 1912) erworben. Unter der Leitung von Wilhelm Grothaus entwickelte sich das neue und imposante Hotel schnell zum begehrten Treffpunkt. Beeindruckt waren die Gäste, die selbst von auswärts anreisten, von den drei mächtigen – je 230 Kilogramm schweren Kronleuchtern – im großen Hotelsaal.

Bereits am 24. April 1896 gab es hier ein großes Festbankett, denn dort wurden die neuen Herner Magistratsmitglieder und der Bürgermeister vom damaligen Regierungspräsidenten Winzer in ihre Ämter eingeführt. 165 geladene Gäste waren anwesend, sie aßen, tranken, hörten Dutzende von Festreden und sangen unzählige »vaterländische Lieder«. Auch etliche Vereine wurden einst im Saal des bekannten Hotels gegründet.

So am 16. Januar 1905, als dort auf Initiative von Lokführer Johann Schröder ein besonderer Verein – der auch heute noch, zwar unter einem anderen Namen besteht – gegründet. 31 Interessenten waren damals dem Aufruf gefolgt, sie gründeten dort den Wohnungsverein Herne eGmbH.

Monate später, es war der 21. Juli 1906, wurde dann im Schlenkhoffschen Saal erneut groß gefeiert. Der Grund: Herne war seit Juni 1906 näm-

Wir waren katholisch ...

Zwischen katholischer und evangelischer Erziehung: Helga Kawashima erzählt von ihrer Kindheit in Herne nach dem Krieg. Von der Ankunft in der neuen Heimat über die ersten Schultage bis hin zu den Abenteuern mit ihrer Freundin Gisela - eine lebendige Geschichte über Freundschaft, Veränderung und das Zusammenwachsen in einem neuen Zuhause.

In der Ausgabe Nr. 24/2023 erzählte Helene Edwards von ihrer katholischen Kindheit.

...oder evangelisch

Ich bin als evangelisch getauftes Vertriebenenkind aus Ostpreußen nach Herne gelangt und jahrelang auf meinem Schulweg an der Bonifatiuskirche vorbei gegangen. Meine Freundin, mit der ich fast schwesterlich aufgewachsen bin, war katholisch. Wir beide gingen ins Mädchen-Gymnasium, hatten unterschiedlichen Religionsunterricht und diskutierten über Gott und die Welt.

Sie war damals ganz begeistert von ihrer Religionslehrerin, während ich manche Glaubenssätze nicht nachvollziehen konnte. Sie wurde immer unruhig, wenn sie mal eine Messe versäumt hatte und zog mich schnell an der Kirche vorbei. Einmal aber traute sie sich, mich in die Kirche mitzunehmen. Ich folgte ihr also schüchtern ein paar Schritte, als sie, für mich unerwartet, plötzlich einen Knicks machte. Fast wäre ich über sie gestolpert. Wir sind dann schnell wieder nach draußen gegangen. Einige Jahre, nachdem ich schon lange nicht mehr in Herne wohnte, erfuhr ich, aus der Kirche sei ein Schuhgeschäft geworden. Das hatte mich damals doch etwas irritiert. Die Kirche gehörte einfach zu unserem Schulweg. Auch, wenn ich nur daran vorbei ging.

Die Sache mit den Konfessionen war damals immer ein Thema. Meine Mutter hatte einen Bauernhof in einem winzigen Dorf in Masuren

und mein Vater war selbstständiger Viehhändler. Dort waren fast alle evangelisch.

In Gelsenkirchen gingen unsere Verwandten in die Apostelkirche. Man witzelte: Wenn einer Grabowski heißt und in die evangelische Kirche geht, kommt er aus Ostpreußen, geht der Grabowski in die katholische, kommt er aus Polen.

Wir Flüchtlinge und Vertriebenen wurden aber nicht nur als Polacken beschimpft. Es gab sogar Demonstrationen gegen die Zuzügler. Die Wohnungseigentümer waren über die Einquartierungen nicht glücklich. Verständlich in den zerstörten Städten.



Kirchturm der Bonifatiuskirche

In dem Zimmer, das uns Vieren in Gelsenkirchen zugewiesen worden war, musste mein Vater also als Schwerkriegsbeschädigter nicht nur für Essen und Heizung sorgen, sondern eine neue Existenz aufbauen. Er war 34 Jahre alt. Man hatte ihm zwei Alternativen genannt. Pförtner oder Lehrer. Das Gymnasium hatte er wegen der Weltwirtschaftskrise nicht ganz beenden können. Das Schulgeld war nicht mehr bezahlbar. Jetzt brauchte man aber dringend Lehrer. Er wurde also »entnazifiziert« und durfte das Studium aufnehmen. Wie er das 1946 geschafft hat, kann ich nur bewundern. Der Hungerwinter war noch lange Gespräch in unseren Familien. Ich litt als Kleinkind wegen des Krieges, der Flucht und dem absoluten Mangel an allem, ständig

unter lebensbedrohlichen Krankheiten. Meine Mutter war selbst krank, schleppte mich zu Ärzten oder in Krankenhäuser und versuchte, beim Roten Kreuz oder anderswo Essen für mich und meinen 6-jährigen »großen Bruder« zu bekommen. Sie selbst bekam nichts und versuchte vergeblich, mich zu veranlassen, um einen Nachschlag zu bitten. Aber wie kleine Kinder so sind: Ich war satt und lehnte vehement ab und konnte nicht ahnen, dass meine Mutter gehofft hatte, heimlich ein paar Löffel abzubekommen.

Mein Vater bestand die Lehrprüfung und bekam eine Anstellung an der evangelischen Volksschule Diedrichstraße in Herne. Wohn-

raum war knapp, und so wies man uns eine Dachwohnung in der katholischen Volksschule gegenüber an. Bei uns war anfänglich noch der Lehrer Maurer einquartiert. Trotzdem war die kleine Wohnung eine enorme Verbesserung

Auf der anderen Seite wohnte der Hausmeister mit seiner Familie, Herr Grohnert. Eine Toilette gab es in diesen Wohnungen nicht. Man hatte außerhalb der Hausmeisterwohnung einen verbretterten Verschlag gebaut, davor ein Waschbecken. Wir durften diesen Komfort auch nutzen, aber dazu mussten wir zwei Böden überqueren. Dort hausten Katzen, die versuchten, die Mäuse etwas zu reduzieren. Für ein kleines Mädchen wie mich war das ziemlich unheimlich, denn es gab nicht überall Licht. Es gab auch noch herausgerissene Dielen, die man wohl zum Heizen gebraucht hatte. Mein Bruder balancierte einmal über die Balken, als er vor Lehrer Maurer flüchtete. Der war über irgendetwas verärgert und versuchte, den Bengel zu erwischen. Das gelang ihm nicht, weil er abrutschte und fast durch die Decke brach. Mein Bruder wurde sicherlich später verprügelt, denn das war eine durchaus übliche Strafe für freche kleine Jungen.

Wenn Herr Grohnert sich zufällig gerade wusch, traute ich mich nicht aus dem Klohäuschen heraus. Er machte sich manchmal einen Spaß und klopfte an die Holzwand. Schließlich wurde ich erlöst, Herr Grohnert war wieder in seiner Wohnung verschwunden, und ich schlich mich über die Böden zurück in unsere Wohnung. Wobei schleichen eigentlich nicht das richtige Wort ist. Ich hatte damals einige Zeit wegen einer Knochen-Tuberkulose einen Geh-

gips von der Taille bis zum Knöchel. Der war zwar hinderlich, ich konnte aber trotzdem ganz gut gehen und sogar ein wenig auf die Schulmauer klettern. Die war durch die Zerstörung fast wie eine Treppe.

Ziemlich schnell hatte ich eine Freundin gefunden. Gisela Geisler beschützte mich, wenn andere Kinder mich hänselten.

Mein Vater ging also über den Schulhof zu »seiner« Schule und stellte sich im Kollegium vor: »Reuter«. Die Kollegin sagte: »Danke«. Der große Lehrer neben ihr gab ihr die Hand: »Kurzreuter«, sie antwortete: »Danke«. Dann der nächste: »Hurlin«. Sie: »Danke«. Mein Vater wunderte sich. Hieß die Kollegin wirklich so oder wollte man ihn auf den Arm nehmen? Er hatte auch noch nie erlebt, dass man sich in einer Vorstellungsrunde bedankte. Die anderen amüsierten sich. Der Name der Kollegin war: »Danke«.

Dann kam im Frühjahr 1950 mein erster Schultag. Ich war noch keine sechs Jahre alt, aber inzwischen ohne Gips und hatte nach dieser langen Zeit der Behinderung wieder laufen gelernt. Allerdings war ich noch ziemlich unsicher auf den Beinen. Wenn mich ein Kind nur mit einem Finger schubste, fiel ich auf die Nase. Meine Knie waren oft aufgeschürft und in den Narben auf meinen Knien war noch lange

der schwarze Schotterstaub zu sehen. Das wächst sich aus, sagte man damals.

Ich hatte mich sehr auf die Schule gefreut. Meinen Lehrer, Kurt Hurlin, kannte ich ja schon



Luftaufnahme der beiden Schulen (2006), Schule Diedrichstraße und Schule Gneisenaustraße (2013)

von Besuchen bei meinen Eltern. Allerdings hatte ich wahrscheinlich noch nie mit ihm wirklich gesprochen, denn Kinder wurden nicht so beachtet wie heute. Wenn die Erwachsenen etwas zu bereden hatten, wurden sie hinaus geschickt. Wir hatten still zu sein und uns nicht in Gespräche einzumischen.

Ich hatte zwar den kürzesten Schulweg aller Kinder. Aber es gab ein Problem. Die unsichtbare Grenze auf dem Schulhof. Hier die Katholischen, dort die Evangelischen. Diese Grenze musste ich also, von meinem Zuhause in der katholischen Schule kommend, überqueren. Bei Schulbeginn oder in den Pausen ging meist der Kaplan auf dieser Grenze entlang, sein Brevier in der Hand. Er tat so, als ob er darin vertieft war und achtete streng darauf, dass die Kinder sich nicht etwa beim Spiel vermischten. Auch Herr Grohnert war katholisch und mochte keine evangelischen Kinder in »seiner« Schule. Meine Klassenkameradinnen versuchten also immer, sich möglichst unsichtbar zu machen, wenn sie zu uns in die Wohnung zum Spielen kamen. Einmal verjagte er Gisela. Die verlor bei der Flucht nach draußen meine Puppe, die sie gerade trug. Mein Püppchen verletzte sich bei dem Sturz am Kopf und zwei Finger ihrer Hand brachen ab. Ein Tränenmeer. Meine Mutter tröstete mich und klebte ein Pflaster auf das Loch im Kopf meiner Elisabeth. Sie sagte, nun hast du also auch ein krankes Kind.

Lehrer Hurlin verscherzte sich ganz bald meine Freundschaft, als er mich einmal fürs Schwatzen mit dem Rohrstock auf die Finger schlug. Prügel war zu dieser Zeit durchaus noch üblich. Die Jungen wurden auf den Po geschlagen oder man versetzte ihnen einen Klaps auf den Hinterkopf. Die Klassen waren sehr groß und es gab natürlich nur Frontal-Unterricht. Die Mädchen saßen hinten, die Jungen vorn, denn die brauchten mehr Aufmerksamkeit. Ich erinnere mich nicht mehr an viele Namen. Da war Annelie Schwarz und Heidelore Schiffner, mit denen ich auch manchmal spielte. Und Armin Stock. Einer der ruhigeren Jungen. Die meisten anderen waren mir zu wild. Sie spielten Krieg nach oder Cowboy und Indianer. Bei ihnen ging es immer ums Kämpfen. Sie spielten in den Ruinen mit Munition, oder wie auch mein Bruder, Karussell am Steuerrad eines zerstörten Frachters im Kanal. Einmal war er in den Laderaum gestürzt und verletzte sich. Meine Eltern fürchteten um sein Bein, aber es ging gut und der Knochen heilte.

Später hängten die Jungen sich an die Kohlefrachter und sprangen erst kurz vor der Schleuse ab. Mein Bruder konnte nicht schwimmen,

machte aber trotzdem mit. Auf diese Weise lernte er es. Er wusste, dass er unter Wasser die Schräge zum Ufer hinauf klettern musste, um nicht in die Strudel der Schiffe zu geraten.

Überhaupt mein Bruder. Ein kleiner schwarzhaariger Lockenkopf. Er konnte sehr lieb und harmlos aussehen. Kaum jemand traute ihm irgendwelche Streiche zu. Er war aber sehr abenteuerlustig. So manches erfuhren unsere Eltern erst viel später, denn ich wurde immer zum Schweigen verdonnert. Ich bewunderte meinen Bruder sehr, der so viele Dinge besser konnte als ich. Aber natürlich wurde ich fast immer von ihm und seinen Spielkameraden abgehängt, wenn ich versuchte, mit den Großen mitzuspielen. Nicht mal zum Knicker-Spielen wurde ich zugelassen, obwohl sie zugeben mussten, dass ich durchaus geschickt darin war, die Knicker in die Mulde zu befördern. Es gab kleine bunte Murmeln aus Ton und die größeren Glasurmeln, die natürlich viel begehrter waren. Verleidet wurde mir das Spiel sowieso durch die Kinder, die schummelten.

So blieben mir die typischen Mädchenspiele, Glanzbilder sowie die Puppen Elisabeth und Rosemarie. Meine Mutter nähte ihnen manchmal etwas zum Anziehen, wenn genug Stoffreste übrig blieben. Sie hatte inzwischen eine Nähmaschine bekommen und nähte aus allen möglichen Textilien unsere Kleidung. Sie wendete auch Militärmäntel und schneiderte daraus Jungehosen oder Mäntelchen. Sie webte Flickenteppiche aus kaputten Strümpfen und ribbelte alte Pullover auf und strickte mir Kleidchen. Die kratzten unangenehm, aber waren trotzdem schön in meinen Augen.

Irgendwann zog Lehrer Maurer aus und wir bekamen ein Kinderzimmer. Die Möblierung war für die meisten Menschen ein Problem. Aber nach und nach wurde es besser. Mein Bruder und ich teilten uns das Zimmer, das oft auch Mitbewohner hatte. Mäuse gab es überall und so freuten wir uns über einen zugelaufenen Kater, der uns eine zeitlang Gesellschaft leistete. Eines Tages aber hatte er sein Geschäft auf einen der mühsam gewebten Läufer gemacht, meine Mutter schimpfte ihn aus, und er sah sie beleidigt an. Er stellte seinen Schwanz auf, drehte sich um und verschwand durch die offene Tür. Eigentlich konnte er nicht weit sein, aber in dem großen Schulgebäude war er nicht mehr zu finden. Wahrscheinlich war er wieder draußen unterwegs.

Fortsetzung folgt ...

Helga Kawashima

Ein Mosaikstein der Herner Musikgeschichte

Manchmal ist es schon bemerkenswert, wie wenig selbst aus jüngerer zurückliegender Zeit dokumentiert ist.

Die Gründungszeit des 1. Herner Fanfaren und Trompeten-Orchesters bleibt auch mir verborgen. Private Aufzeichnungen sind mir nicht bekannt. Das Stadtarchiv Herne hat nur sieben Zeitungsartikel über das Orchester.

Meine Erinnerung daran beginnt 1969, als ich mit etwa 14 Jahren Mitglied wurde.

Gesegnet durch eine Ausbildung und Lehrzeit an der B-Trompete, die ich zuvor etwa vier Jahre bei Albin Weidel, in Holthausen, in dem ehemaligen Haus an der Castroper-Straße, das lange als »Schrott-Immobilie« bekannt war, genießen durfte.

Damit konnte ich recht flott die 2. Stimme in der Trompeten-Besetzung des Orchesters erreichen. Insgesamt waren es etwa 30 - 40 aktive Musiker. Geprobt wurde einmal die Woche, im Ludwig-Steil-Haus, an der Schulstraße.

Wenn ich heute so darüber nachdenke, stelle ich fest, dass es keine Frauen im Orchester gegeben hat.

Unsere Auftritte fanden uniformiert statt: Rote Jacke mit weißer Kordel, schwarzer Hose, Bärenfell-Mütze und Zugstiefel. Das wurde im Sommer echt warm!

Linderung gab es aus dem mitgeführten Anhänger des Mitgliedes W. Mattausch, der seinen VW-Bulli T 2, in Feuerwehr-Rot, immer gut mit Cola, Fanta und Bier, bestückt hatte.

Wir sind im gesamten Ruhrgebiet unterwegs gewesen. Die An- und Abfahrten fanden in privaten Autos oder in Fahrgemeinschaften statt:

- in Herne, im Gysenberg und auf der Bahnhofstraße,
- in Essen, in der Musikmuschel in der GRUGA,
- in Duisburg, in der Mercatorhalle,
- in Bochum, in der Ruhrlandhalle, im Stadtpark beim Bismarck und im Bergbaumuseum,
- in Wattenscheid, auf der Freilichtbühne und an vielen Orten mehr.

Es gab Auftritte die überwältigend waren. Wenn zu Konzertbeginn, nach einem Augenblick der Stille, das Publikum von der Wucht der Musik aus bis zu 40 Instrumenten, Fanfaren, Trompeten, Pauken, Trommeln, Saxophonen,

Klarinetten, Posaunen, Tuba und einem Sosa-phon beeindruckt und begeistert war.

Es gab Auftritte vor eilig vorbeihuschenden Passanten, bei denen kalter Regen in die Tenorhörner prasselte, der Wind die Notenständer durch die Gegend wehte und alle Musiker mehr damit beschäftigt waren, ihre Instrumente zu schützen, als die richtigen Töne zu treffen.



Anfang der 1970er Jahre wurde sogar eine Schallplatten Single eingespielt.

In Erinnerung bleibt mir auch der Besuch in Hénin-Beaumont in Frankreich; einer Partnerstadt Herne. Die Anreise fand damals mit dem Reisebus statt.

Als 16-jähriger bin ich erstmals mit französischem Rotwein in Kontakt geraten. Der Rotwein hat gewonnen. Und die französischen Märsche kann ich bis heute nicht fehlerfrei spielen.

Im Folgejahr, ebenfalls mit Reisebus, ging es nach Cochem an die Mosel. Geheilt vom Rotwein hab ich es da mit Federweißem probiert; mit dem gleichen Ergebnis.

Mein kleiner Bruder, Klarinettist und Saxophonist im Orchester, erzählt heute noch gern von Cochem. Kurz vor einem Auftritt des Orchesters spielte mein Bruder vor dem Hotel, in dem wir untergebracht waren, zum Einspielen einige Etüden. Ein vorbeikommender Gast war so angetan vom Spiel, dass er ihm 10 DM in die Hand drückte. Für meinen Bruder war es das erste verdiente Geld als »Solist«. Etwa 1975 habe ich berufsbedingt meine Teilnahme eingestellt.

Zu Beginn der 1980er Jahre hörte ich von der Gründung eines 1. Herner Fanfarenzuges, dessen Mitglieder sich teilweise aus dem 1. Herner Fanfaren und Trompeten-Orchester rekrutierten.



Franz Neubauer



Traditionen und Brauchtum in Herne - Kindtaufen

Bei dem Thema Kindtaufen, gibt es sehr viele verschiedene Einflüsse, die Aufgrund der Industrialisierung und der damit einhergehenden Zuwanderung zusammenkommen. Da die Verbundenheit zur Kirche erheblich nachgelassen hat und damit deutlich weniger Kinder getauft werden, verlieren sich dadurch die üblichen Bräuche bei solchen Anlässen.

Trotzdem gibt es sie noch und manche Bräuche bei Kindtaufen werden auch heute noch angewendet. Aber wie war es früher in Herne?

Johannes Decker hat hierzu einige interessante Fakten im Heimatbuch der Stadt Herne hinterlassen, welches erstmals 1927 erschien.

Wenn man heutzutage in alten Familienbüchern oder Taufurkunden reinschaut, gibt es doch ein paar überraschende Momente. Oftmals werden dort Taufpaten benannt, die das Amt des Paten, allein schon aus Altersgründen, eigentlich besser nicht innehaben sollten, die Großeltern. Es gab doch Zeiten, wo ein Elternteil oder Beide, früh verstarben. Dann war es besser, wenn ein junges Paar sich um das Kind weiter kümmern soll.

Aber nein, es war üblich und selbstverständlich, dass die Großeltern Taufpate wurden. Ablehnen war keine Option, es war eine sehr große Ehre Taufpate zu sein. Zu diesem Brauch gehörte auch, dass der Vorname des Kindes von den Taufpaten genommen wurde. Eine Ausnahme war, wenn der Vater es wünschte, dass sein Vorname beim Ältesten verwendet wird.

Das erklärt den heutigen Familienforschern so einiges, wenn man die alten Einträge liest und Zusammenhänge finden und verstehen möchten.

Die Taufe fand schon einige Wochen nach der Geburt statt und war in allen Familien etwas ganz besonderes.



Taufkleid von 1903. Insgesamt wurden fünf Generationen, ungefähr 50 Kinder, darin getauft.

Die Feierlichkeit, besonders auf den landwirtschaftlichen Höfen, war sehr üppig. Üblicherweise wurden die Hebamme, der Pastor, der Küster, Verwandte, Nachbarn und natürlich die Taufpaten eingeladen. Zusammen wurden alle Köstlichkeiten, die die Küche hergab, genüsslich verspeist und erst zur vorgerückten Stunde beendet.

Zum Schluss wurde alles übrig Gebliebene auf die Gäste verteilt und mit nach Hause genommen.



Marcus Schubert

Die öffentliche Telefonzelle in Herne: Eine Geschichte und ihr Verbleib



Das Bild ist vom 16. April 2024 und zeigt die Telefonzelle an der Sodinger Straße.

In den letzten Jahrzehnten haben sich die Kommunikationsmittel drastisch verändert. Vom Aufkommen des Mobiltelefons bis hin zur ubiquitären Verfügbarkeit von Smartphones; die Art und Weise, wie wir miteinander kommunizieren, hat sich stark gewandelt. Inmitten dieser technologischen Revolution gibt es ein Relikt vergangener Zeiten, das trotz des digitalen Zeitalters noch immer eine gewisse Nostalgie und Bedeutung trägt: Die öffentliche Telefonzelle.

Die Geschichte der öffentlichen Telefonzelle in Deutschland reicht bis in das späte 19. Jahrhundert zurück, als die Telekommunikation noch in den Kinderschuhen steckte. Herne erhielt 1897 sein erstes Telefonkabel und einen ersten Anschluss an die weite Welt. Die ersten Telefonzellen außerhalb von Postgebäuden, wurden am 10. Januar 1930 vom Magistrat in Herne genehmigt und einige Zeit später aufgestellt. In den folgenden Jahrzehnten wurden sie zu einem festen Bestandteil des städtischen Lebens und dienten als wichtige Kommunikationsmittel für Menschen unterwegs. 1946 gab es in Alt-Herne immerhin 25 dieser Boxen.

Während des Höhepunkts ihrer Popularität, in den 1970er und 1980er Jahren, waren öffentliche Telefonzellen überall in Deutschland zu finden. Sie waren nicht nur ein Ort, um Anrufe zu tätigen, sondern oft auch ein Treffpunkt für Freunde oder ein Symbol für die moderne Technologie.

Wer erinnert sich nicht an die gelben Häuschen an den Straßenecken und Plätzen. Riechen Sie diese? Ganz bestimmt! Ein eigenartiger Geruch aus Schweiß, nassem Papier, Urin, Stinnesocken sowie abgestandenem Zigarettenrauch. Wer kennt nicht die dicken Telefonbücher, welche unter grauen Deckeln nach oben drehbar, zumeist rechts neben dem eigentlichen Wählapparat, hingen. Und der Apparat selber: Alles in dickem, dunkelgrauem Plastik. Oben der Münzeinwurf, darunter rechts die Wählscheibe. Driiiiiid, drid, driid, driid, driiit! (40112) Es dauerte schon eine Weile, bis die 9 der Drehscheibe wieder an ihrer Ausgangsposition war. Alles Normal zu seiner Zeit.

Und der Griff ins Rückgabefach erfolgte einfach immer, auch wenn man sein Telefongeld restlos abtelefoniert hatte. Was moderne Flaschensammler sind, waren früher die Telefonzellen-Rückgabegeld-Nachseher.

Mal eben mit seiner Freundin, oder dem Freund telefonieren. Stundenlang sein Taschen-

geld dafür opfern. Alles war drin, wenn man drin war. Den auch andere hatten diese Idee.

Auch ja, vor Witterung schützte sie auch. Die Telefonzelle bot Platz für ein, oder zwei Personen. Das war ganz kuschelig.

Das postalische Gelb verschwand mit dem Privatisierungskonzept zur Telekom. Magenta war nun die Corporate Identity sowie der Quantensprung zur Taste. Tip, tip, tip, tip und tip, schon war man verbunden. Der Geruch blieb.

Mit dem Aufkommen des Mobilfunks begann der Niedergang der öffentlichen Telefonzelle. Immer mehr Menschen nutzten ihre eigenen Handys. Das führte dazu, dass die Nachfrage nach öffentlichen Telefonzellen drastisch abnahm. Viele wurden entfernt, oder außer Betrieb genommen, da sie nicht mehr rentabel waren.

Am 21. November 2022 wurde per Fernwartung die Münzannahme der Zellen deaktiviert, wobei bis Ende Januar 2023 noch Telefonkarten benutzt werden konnten. Jetzt im Jahre 2024 ist das Zeitalter der öffentlichen Fernsprecher beendet. »Rien ne va plus«

Heutzutage sind öffentliche Telefonzellen in Deutschland eine seltene Sichtung. Diejenigen, die noch stehen, sind oft verwaist. Sie gleichen als kuriose »Relikte« vergangener Tage, als dass man noch ein funktionierendes Kommunikationsmittel erwarten würde.

Dennoch haben öffentliche Telefonzellen einen gewissen nostalgischen Charme behalten. Einige wurden zu Kunstobjekten umgestaltet, oder als Touristenattraktionen erhalten. Für manche Menschen sind sie ein Symbol für eine Zeit, in der Kommunikation noch langsamer und vielleicht auch etwas unbeschwerter war.

In einer Welt, die von ständiger Konnektivität geprägt ist, mögen öffentliche Telefonzellen einer veralteten Technologie zugehören. Doch sie erinnern uns daran, wie weit wir gekommen sind und wie sehr sich die Art und Weise, wie wir miteinander kommunizieren, verändert hat. Vielleicht ist es auch wichtig, sich ab und zu an eine Zeit zu erinnern, als ein Anruf noch etwas Besonderes war und nicht nur ein Wisch auf einem Bildschirm.



Andreas Janik



Das Bild ist vom 1. Mai 2024 und zeigt die Telefonzelle an der Düngelstraße.

Eine unerwartete Entdeckung in Sodingen



Das Resi 1967...



... und 2024 eine Spielhalle

Eines Tages fuhr ich mit meinem Papa im Auto die Mont-Cenis-Straße in Sodingen entlang.

Ich sah aus dem Auto und mir fiel eine Spielhalle ins Auge. Ich fragte mich, was da wohl früher gewesen war? Irgendwie passt die Spielhalle gar nicht dahin. Papa meinte, dass da mal früher ein Kino drin war. Zuhause habe ich direkt im Internet auf der Seite vom Historischen Verein Herne / Wanne-Eickel e. V. recherchiert. Er hatte recht.

Die heutige Spielhalle in Sodingen war früher mal ein Kino. Das Kino hieß damals »Resi-Kino« (Residenz-Theater). Das Resi-Kino wurde im Oktober 1954 er-



Die Neuverfilmung von 1955

öffnet. Nach 13 Jahren musste das Resi-Kino schließen. Der Grund liegt darin, weil der Eigentümer den Vertrag nicht mehr verlängert hat.

Die letzte Show im Resi-Kino war: »20.000 Meilen unter dem Meer«. Am 2. Oktober 1967, schloss das Resi-Kino.

Nach dem Resi-Kino kam da ein damals moderner Supermarkt hin. Es war Aldi. Heute befindet sich dort die bereits erwähnte Spielhalle.

Was ich erstaunlich finde ist, dass dort früher das Kino und danach ein Aldi waren.

Das ist heutzutage unvorstellbar, weil das mit den Häusern gar nicht dazu passt.

Ich habe noch mehr in Sodingen entdeckt. Aber das erzähle ich euch nächstes Mal.



Emma Schubert

Neues aus dem Verein



Gemeinschaftsraum im Pfarrzentrum der St. Bonifatius Kirche

Vom Wechsel der Räumlichkeiten zum festen Gemeinschaftsraum – der Historische Verein Herne/Wanne-Eickel e. V. findet endlich eine neue Heimat. Mit der Flexibilität des neuen Domizils eröffnen sich zahlreiche Möglichkeiten für die Vereinsarbeit. Neben dem Aufbau eines Traueranzeigenarchivs präsentierte sich der Verein erfolgreich auf lokalen Veranstaltungen und blickt mit Stolz auf sein umfangreiches »Wiki der Herner Stadtgeschichte« zurück.

Seit unserem Umzug in unser neues Domizil, dem Gemeinschaftsraum im Pfarrhaus der St. Bonifatius Kirche, sind bereits wieder einige Monate vergangen. Die davor liegende Zeit war geprägt von einem ständigen Wechsel der Räumlichkeiten, mit all ihren Vor- und Nachteilen. Während uns der Übergang sicherlich gefallen hat, haben wir nun endlich einen festen Anlaufpunkt gefunden, den wir terminlich sehr flexibel nutzen können.

Unser neuer Raum bietet Platz für etwa 15 bis 20 Personen. Wir können je nach Bedarf, zusätzliche Stühle hinzufügen oder auch einen größeren Raum buchen. Diese Flexibilität eröffnet uns zahlreiche Möglichkeiten, unsere Vereinstreffen abwechslungsreich zu gestalten, neue Ideen auszuprobieren und in Gruppen neues Material für Ausstellungen zu erarbeiten.

In unserem neuen Gemeinschaftsraum haben wir nun endlich die Möglichkeit, die Grundlage für unser neues Archiv zu schaffen. In der Gruppe wurden zahlreiche Ideen angeregt diskutiert, die wir in nächster Zeit umsetzen möchten. Die benötigten Arbeitsmaterialien sind bereits vorhanden und können direkt vor Ort in unserem Schrank gelagert werden.

Ein Projekt, das uns besonders am Herzen liegt, ist der Aufbau eines Traueranzeigenarchivs aus der Lokalpresse. Hierfür haben wir kleine Gruppen zusammengestellt, die sich regelmäßig treffen, um die Zeitungen zu sammeln und das Material zu sichten. Bei diesen Treffen wird das Material dann sortiert, ausgeschnitten, abgeheftet und in Tabellen erfasst.

Diese Aufgabe erfordert nicht nur Zeit, sondern auch eine gewisse Sorgfalt und Organisation. Wir sind überzeugt, dass dieses Archiv eine wertvolle Ressource für unsere Gemeinschaft sein wird. Es ermöglicht uns nicht nur, die Geschichte und Entwicklung unserer Stadt und unserer Vereinigung zu dokumentieren, sondern auch, einen Beitrag zur lokalen Geschichtsforschung zu leisten.

Darüber hinaus bietet das Archiv auch die Möglichkeit, Einblicke in vergangene Zeiten zu gewinnen und Erinnerungen wachzurufen. Es kann dazu beitragen, die Identität unserer Gemeinschaft zu stärken und das Zusammengehörigkeitsgefühl zu fördern.



Ausstellung im City Center am 4. Mai 2024

Wir freuen uns darauf, dieses Projekt gemeinsam anzugehen und sind gespannt auf die Ergebnisse, die wir erzielen werden. Mit dem Aufbau dieses Archivs legen wir den Grundstein für eine wertvolle Sammlung, die auch zukünftigen Generationen zur Verfügung stehen wird.

Am 4. Mai hatten wir die Gelegenheit, an der Veranstaltung »Gesundheit und Soziales«, im City Center teilzunehmen. In einem kleineren Ladenlokal konnten Marcus Schubert und Thorsten Schmidt unseren Verein präsentieren und mit Interessierten ins Gespräch kommen. Die Veranstaltung war ein voller Erfolg. Wir erhielten viel Lob für unsere Ausstellung. Zum



Maigang am 16. Mai 2024

Abschluss konnten wir unsere Exponate sogar ins Erdgeschoss verlagern. Wir präsentieren den Historischen Verein Herne / Wanne-Eickel e. V. nun in einem Schaufenster zur Bahnhofstraße.

Wie sagt man so schön in Neuss: »Beim ersten Mal haben wir es ausprobiert, beim zweiten Mal ist es schon Tradition und beim dritten Mal Brauchtum!« Unser Maigang fand nun bereits zum zweiten Mal statt und stieß erneut auf großes Interesse. So wird die Tradition und das Gedenken an Gerd E. Schug auch im nächsten Jahr fortgeführt, da dies die einhellige Meinung aller Beteiligten ist.

Am 22. Mai hatte ich die Gelegenheit, die Anwesenden unseres Treffens auf eine faszinierende Reise durch unser »Wiki der Herner Stadtgeschichte« mitzunehmen. Als Verein können wir mit Stolz auf unser Wiki zurückblicken, das mittlerweile fast 5.400 Artikel über die Geschichte unserer Stadt umfasst. Diese Fülle an Informationen ist wirklich beeindruckend und spiegelt das Engagement und die Hingabe unserer Mitglieder wider.



Unser Informationsstand am 26. Mai 2024 beim Familientag (Thorsten Schmidt, Marcus Schubert, Gertrud Frohberger und Uwe Klein)

Während meiner Präsentation konnte ich aus den zahlreichen Fragen und Kommentaren entnehmen, dass ein enormes Interesse an unserem Wiki besteht und es regelmäßig von Vielen genutzt wird. Es ist erfreulich zu sehen, wie unsere Arbeit Früchte trägt und dazu beiträgt, das Wissen über unsere Stadtgeschichte zu verbreiten und zu vertiefen.

Besonders ermutigend war es, einige neue Leser dazu animieren zu können, das Wiki auszuprobieren und selbst darin zu stöbern. Dies zeigt, dass unser Wiki nicht nur für eingefleischte Geschichtsinteressierte relevant ist, sondern auch eine breitere Zielgruppe anspricht und dazu ermutigt, sich mit der Vergangenheit unserer Stadt auseinanderzusetzen.



Kai Gera, Sarah Philipp, Tobias Cremer, Hendrik Bollmann, Marcus Schubert (v. l. n. r.)

Wir sind fest davon überzeugt, dass unser Wiki weiterhin ein wichtiger Bestandteil unserer Arbeit als Verein sein wird und dazu

beiträgt, das kulturelle Erbe unserer Stadt zu bewahren und zu fördern. Es ist eine lebendige Plattform, die kontinuierlich wächst und sich weiterentwickelt. Wir sind stolz darauf, Teil dieses Projekts zu sein.

Am letzten Maiwochenende stand der »Familientag«, im Park des Schloss Strünkede, an. Wir haben die Einladung gerne angenommen und unseren Informationsstand dort präsentiert. Dank der tatkräftigen Unterstützung unserer Vereinsmitglieder war auch dieser Nachmittag ein großer Erfolg. Wir konnten unsere Vereinszeitschrift »Der Bote« sowie zahlreiche Plakate und Rollups präsentieren und damit unsere Arbeit einem breiten Publikum vorstellen.

Thorsten Schmidt



Historischer Verein

Herne / Wanne-Eickel e.V.

SPD

FAMILIENTAG

26.05.24 SCHLOSSPARK STRÜNKEDE

Gästebuch

[Handwritten signature]

[Handwritten signature]

[Handwritten signature]

Uwe Klau

[Handwritten signature]

[Handwritten signature]

P. Schell

[Handwritten signature]

[Handwritten signature]

Kath Schubert

Andi Rave

[Handwritten signature]

Leo Schubert

Steffen Opitz

Frank Judde

Sarah Philipp

J. Frickberger

[Handwritten signature]

Tobias Cremer

Hendrik Bollmann

Clemens Peter

Waltraud Konstant

[Handwritten signature]

Anne Fricke

[Handwritten signature]

AncestryDNA®-Test: Ein Erfahrungsbericht

Als Leser des Boten haben Sie bereits Einiges zum Thema Ahnenforschung gelesen und vielleicht erforschen Sie bereits Ihre eigene Familiengeschichte. Es gibt einige Quellen, die Sie dazu anzapfen können. Viele davon wurden bereits von unterschiedlichen Autoren in dieser Zeitschrift beschrieben. Dazu gehören analoge Bezugspunkte, wie Kirchenbücher, Urkunden oder alte Fotos; immer häufiger auch digitale, wie Social Media, die google-Suche oder Online-Portale, wie Ancestry.

Ich möchte Ihnen in diesem Artikel meine Erfahrungen mit einem relativ neuen Tool, dem AncestryDNA®-Test, schildern, den ich in diesem Jahr habe machen lassen, um hoffentlich wieder etwas mehr über meine Verwandten und Vorfahren herausfinden zu können. Die Formulierung »machen lassen« habe ich gewählt, weil ich tatsächlich nicht meine eigene DNA eingereicht habe, sondern die meiner vierjährigen Tochter, um neben meinen eigenen Verwandten hoffentlich auch welche meiner Frau finden zu können.

Der AncestryDNA®-Test ist aktuell für 69 € zu haben, aber auch immer mal in Rabattaktionen günstiger zu erwerben. Nach dem Kauf des Tests sendet Ancestry dem Kunden ein Testpaket zu, welches mit gut verständlicher Anleitung versehen ist. Über die kostenlose App wird der Test aktiviert und dann muss gespuckt werden. Sie füllen ein kleines Röhrchen mit Speichel – für eine vierjährige im Übrigen gar nicht so leicht, versiegeln die Probe nach Anleitung und dann geht Ihre DNA den Weg in den nächsten Postkasten.

Während der folgenden Analysephase hält Ancestry seine Kunden freundlicherweise auf dem Laufenden, bevor dann in unserem Fall nach drei Wochen, das Ergebnis vorlag. Dieses rufen Sie über die App, oder die Ancestry-Website auf und erhalten nun Informationen über Ihre »Herkunft«, Ihre »Matches« und weitere »Merkmale«. Den vollen Nutzen aus den Ergebnissen kann der DNA-Kunde natürlich nur ziehen, wenn er eine mindestens einmonatige Mitgliedschaft abschließt.



Auf dem Foto, unterhalb der Maggi-Reklame, ist meine Urur-Czewski zu sehen. Leider sind die Erkenntnisse zur Familie Grego konnte mir auch der AncestryDNA-Test nicht helfen. Eventuell ausfinden, wo sich dieser Laden befunden hat. Ich hoffe, die Les



*Großmutter Marianna Gregors-
orszewski noch mager und da
kann ich auf diesem Weg her-
erschaft kann mir weiterhelfen.*

In der Rubrik »Herkunft« ermittelt Ancestry, zu welchem Prozentsatz die eigene DNA eine Übereinstimmung aus den verschiedenen Teilen der Erde aufweist. Eine ganz sympathische Angabe, die mir persönlich in der Erforschung unserer Ahnen jedoch nicht weitergeholfen hat und vielleicht eher ein Hinweisgeber denn eine echte Hilfe sein kann. So wird für meine Tochter beispielsweise eine 4%-ige Abstammung aus Island und Norwegen angegeben, die mir bislang unbekannt war.

In die Rubrik »Matches« habe ich sicherlich die größte Hoffnung gelegt und erwartet, dass ich Übereinstimmungen mit nahen und entfernteren Verwandten angezeigt bekomme. Jenen Verwandten also, die selbst den AncestryDNA®-Test gemacht haben und deren DNA nun eine hohe Übereinstimmung mit der meiner Tochter aufweist. Tatsächlich habe ich eine lange Liste mit US-amerikanischen Nutzern vorgefunden, die alle Verwandte 4. oder 5. Grades sein sollen.

Da in unserer Familiengeschichte bislang keine Auswanderungen bekannt sind, bin ich mehr als skeptisch, ob so zahlreicher Verwandter auf dem fernen Kontinent. Vielleicht aber hat Ancestry

hier auch eine Wissenslücke aufgedeckt, die ich noch zu füllen habe.

Außerdem hat sich wenigstens in unserer Ergebnis-Liste niemand mit einem öffentlich zugänglichen Stammbaum gefunden, aus welchem man eine Verwandtschaft, oder wenigstens gleiche Heimatorte oder Nachnamen hätte ausfindig machen können. Also habe ich im kommenden Schritt deutschsprachige Nutzer angeschrieben, die laut Ancestry in der letzten Zeit eine Anmeldung getätigt haben. Leider habe ich auch hier kein positives Ergebnis, in Form einer Antwort, erzielt.

Die Rubrik »Merkmale« liefert keine Erkenntnisse zur Familienforschung: Hier ermittelt Ancestry aufgrund des vorliegenden DNA-Materials eine Wahrscheinlichkeit, mit welcher der Proband beispielsweise einen Mittagsschlaf benötigt oder wie zügig sich die Herzfrequenz nach Belastung wieder erholt.

Leider hat der AncestryDNA®-Test somit meine Erwartungen und Hoffnungen nicht erfüllt; wenigstens aktuell nicht. Allerdings liegt unsere DNA nun in der Ancestry-Datenbank und die wird mit jedem weiteren Probanden umfangreicher. Die Hoffnung bleibt, dass sich in Zukunft bei immer mehr Teilnehmern zahlreichere Treffer ergeben und der DNA-Test ein wirkungsvolles Instrument in der Ahnenforschung wird.

Natürlich kann ich hier nur mein Ergebnis mit dem AncestryDNA®-Test schildern und vielleicht haben wir einfach nur Pech gehabt? In einer früheren Ausgabe des Boten wurde beispielsweise ein deutlich erfolgreicherer Ergebnis beschrieben. Außerdem muss ich festhalten, dass sich die erneute Anmeldung bei Ancestry gelohnt hat: Über ein Jahr war ich nicht angemeldet, konnte nun von zahlreichen neuen Quellen profitieren und habe über einen öffentlich zugänglichen Stammbaum tatsächlich einen weit entfernten Cousin ausfindig machen können. Ein »Match« ohne DNA-Test sozusagen.



Daniel Brückner

Glückwünsche für den »Revierbeobachter« Friedhelm Wessel zum 80. Geburtstag



Friedhelm Wessel, Stellvertretender Vorsitzender des Historischen Vereins Herne/Wanne-Eickel e.V. und verantwortlich für die Vereinszeitschrift »Der Bote«, feiert am 19. August 2024 seinen 80. Geburtstag. Einleitend lesen wir zuerst, wie Friedhelm Wessel seinen persönlichen Werdegang als Ruhrgebietschriftsteller beschreibt:

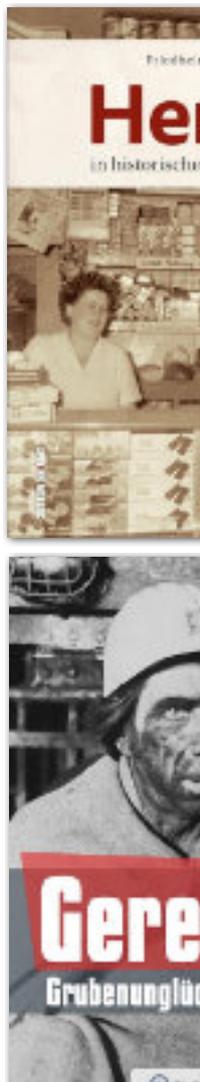
»Alles fing ganz harmlos an: 1967 erstand ich bei Köhlhoff meinen ersten Fotoapparat – eine »Voigtländer Vito B«. Bald merkte ich: Fotografieren macht richtig Spaß. Nun ging es Schlag auf Schlag – es folgten Edixamat und Leica. Merkte aber, das passt alles nicht so richtig, so blieb ich schließlich bei den Kameras von Canon (bis heute) hängen. Mit den ersten guten Fotos aus Herne marschierte ich so 1970 in die damalige Redaktion der Ruhr-Nachrichten – im Hause Koetters & Röttsches – und erhielt auch bald die ersten Aufträge. Daraus entwickelte sich bald ein neuer Beruf: »Fotografischer Revierbeobachter«, denn nun war ich plötzlich zwischen Dortmund und Mülheim für Zeitungen im Einsatz. Vor allem die Bereich Sport und Show interessierten mich. Ab 1973 bis zu meiner Pensionierung im Jahre 2006 war ich in den Redaktio-

nen Gelsenkirchen und Bottrop des Dortmunder Verlagshauses Lensing-Wolff tätig. Es war eine spannende Zeit, in der ich viele Menschen und ihre Geschichten kennenlernte. Heute noch profitiere ich von diesen kleinen und großen Ereignissen, von den Begegnungen mit normalen Revierbürgern, mit Prominenten aus den Bereichen Politik, Kirche, Sport und Kunst. In den zurückliegenden Jahrzehnten fuhr ich mehrmals in Bergwerken des Revier ein oder ich stieg mit Veteranen der Lüfte, der Antonov und einem ehemaligen Rosinenbomber (DC3) in den Himmel über dem Ruhrgebiet auf, und lernte auf Dienstreisen die Welt Australien und Weißrussland kennen.

So gab ich – eigentlich kam auch hier der Zufall zur Hilfe – 2007 mein erstes Buch heraus. Mittlerweile strebe ich das »40« an. Einen rund 45 Zentimeter hohen Berg, bestehend aus Orts- und Regionalbüchern, habe so in 18-jähriger Autorentätigkeit geschaffen. Hinzu kommen noch etliche Kapitel in Büchern, die ich für befreundete Autoren verfasst habe.

Erstmals begab ich mich aber 2021 auf ein neues Feld: Ich brachte ein Buch im Selbstverlag heraus. Dieses Buch herauszubringen, war mir eine Herzensangelegenheit, denn es geht um ein leider vor elf Jahren plötzlich verstorbenen Freund.

In »Verballert« folgte ich den Spuren meines Freundes Siegfried Grams, der in Sodingen aufwuchs, für die Grünweißen kickte und dann eine Karriere als Fußballprofi einschlug. Sigggi, wie ihn seine Freunde riefen, hatte ich bei den Recherchen für ein Fußballbuch kennengelernt. Wir wurden schnell Freunde. Aber ich dachte eigentlich nie daran, aus seiner Lebensgeschichte ein Buch zu machen, denn es fehlten mir wichtige Abschnitte aus seiner Kindheit und Jugend. So entstand später mit Einwilligung seiner Schwester Hannelore ein halbautobiografischer Roman, der in Oberhausen, Herne, Mönchengladbach und Gelsenkirchen spielt. In »Verballert« tauchen viele bekannte Namen, die in der Fußballszene der 1950-/60er-Jahre eine Rolle bei der Westfalia, beim SV Sodingen, bei Borussia Mönchengladbach und Schalke 04 spielten, auf. Diese Begegnungen haben sich so oder so ähnlich tatsächlich ereignet. Sie stammen aus den Erzählungen meines leider 2014 verstorbenen Freundes Siegfried Grams.



Inzwischen habe ich ein »altes« Hobby neu wieder entdeckt: Das Filmen. Schon in den 1970er-Jahren dachte ich daran, einmal Filme zu drehen, daher erwarb ich eine Kamera, die Filme im 16 Millimeter-Format aufnehmen konnte. Im Laufe der Zeit vergrößerte ich so meine filmische Ausrüstung und lernte bei Seminaren den Umgang mit diesen professionellen Geräten. Dann kam das Aus, denn auf einmal schwenkte die Branche voll auf Video um. Daher legte ich ab Anfang der 1980er-Jahre meine Filmkamera zur Seite, um dann 2018 mit neuem Equipment neu zu starten. Bei meinen neuen – meist dokumentarischen Projekten – greife ich aber immer wieder gerne auf Material zurück, das zwischen 1970 und 1982 im Ruhrgebiet entstand. Ab Sommer 2023 habe ich mittlerweile beinahe ein Dutzend Kurzfilme gedreht, vertont und geschnitten. Sie sind beim Landessender »NRWision« jederzeit abrufbar. Meine Themen sind aber geblieben: Herne, Ruhrgebiet, Bergbau und Fußball.«

Aus der Fülle des einzigartigen Œuvres von Friedhelm Wessel stellen wir hier gerne eine Auswahl seiner rund 40 Bücher vor:

- Grubengold und Kumpelriviera (2007)
- Kohle, Künstler und ein wenig Königsblau (2007)
- »Hasse schon gesehen« - Kinogeschichten (zusammen mit Alf Rolla) (2011)
- Zwischen Aalskuhle und Hochofen - Geschichten und Anekdoten aus dem Revier (2009)
- Gerettet - Grubenunglücke im Revier (Lebensgeschichten) (2018)
- Zeche Friedrich der Große (2010)
- Hasse ne Pille zum Pöhlen (2009)
- Schalke Band 1 (2010)
- Schalke Band 2 (2013)
- Gelsenkirchen Band 1 (2013)
- Kicker über der Kohle: Weißt du noch? Fußballgeschichte(n) und Anekdoten aus dem Revier (2018)
- Rund um Piepenfritz (2008)
- Gelsenkirchen, Bilder aus den 70er-Jahren, unveröffentlichte Aufnahmen wecken Erinnerungen an den Alltag der Menschen zwischen Arbeit und Freizeit (18. Mai 2020)
- Herne in historischen Fotografien, rund 160 Aufnahmen erzählen Stadtgeschichte und wecken Erinnerungen (27. Juli 2020)
- Osterfeld, alte Bilder erzählen, rund 160 historische Fotografien erinnern an den Alltag der Menschen im Oberhausener Stadtbezirk (23. September 2020)
- Essen 1950 bis 2000, Bilder erzählen Geschichte, unveröffentlichte Fotografien la-

den zum Erinnern und Wiederentdecken ein, Stadtgeschichte von der ... zur Jahrtausendwende (26. April 2021)

- Zechen im Ruhrgebiet, 30 Highlights aus der Geschichte, Schwarzes Gold aus dem Revier, reich bebilderte Höhepunkte der Bergbaugeschichte (16. August 2021)
- Historischer Bildband – Schalke 04 in den 70er-Jahren: Ein königsblaues Jahrzehnt in Bildern. (28. Oktober 2022)
- Denn sie tragen das Leder vor dem Arsch (2009)
- Die letzte Sau der Kolonie (2010)
- Das Revierderby (2011)
- Manchmal auch in Unterbuxe (2012)
- Als Oppa Mopped fuhr (2014)
- Unsere allerschönste Ecke: Die Halde anne Kötterbecke (2015)
- Jede Menge Kino: Filmgeschichte(n) aus dem Ruhrgebiet
- Bor!: Geschichten über das abenteuerliche Leben der Ruhrgebietler (2018)

Friedhelm Wessel schreibt nicht nur Bücher mit dem besonderen Blick auf die Menschen im Ruhrgebiet, sondern hat zahllose Artikel - etwa in unserer Zeitschrift »Der Bote« - verfasst und darüber hinaus viele Filme zur Mentalitätsgeschichte – oft verbunden mit besonderen Ereignissen im Bergbau – gedreht. Hier entwickelt er aktuell zahlreiche neue Ideen – so dürfen wir uns auf viele neue, spannende und anregende Filme freuen. Erwähnt werden soll hier auch die Liebe von Friedhelm Wessel für die Gestaltung von ruhrgebietstypischen Ausstellungen. Angefangen hatte es hier mit einer Fotoausstellung in den 80er Jahren in Bottrop. Erinnerung werden darf auch an die 2016 gestaltete Ausstellung in St. Josef in Horsthausen: »Als Piepenfritz noch qualmte« und an die jüngste und sehr gut besuchte Ausstellung 2023 im City-Center in Herne unter dem Titel: »Erinnerungen: vom Arschleder bis zur Zinkbadewanne«.

Der Unterzeichner gratuliert mit allen Mitgliedern des Historischen Vereins Herne/Wanne-Eickel e.V. Friedhelm Wessel zum 80. Geburtstag ganz herzlich und wünscht alles Gute und weiterhin viel Gesundheit und Schaffenskraft. Wir freuen uns auf weitere Bücher, Artikel und Filme unseres »Revierbeobachters« Friedhelm Wessel.



Dr. Peter Piasecki

